

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Liebe, die der Teufel schenkt

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Liebe, die der Teufel schenkt

John Sinclair Taschenbuch Nr. 31

von Jason Dark

erschienen am 11.10.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Liebe, die der Teufel schenkt

Schon immer hatte der Teufel es verstanden, sich in zahlreichen Verkleidungen unter die Menschen zu mischen, um sie zu verführen. Auch ich stand auf seiner Liste. Er griff mich nicht direkt an, sondern bastelte einen raffinierten Plan. Als erfolgreicher Junggeselle erschien er und suchte sich als Opfer meine Sekretärin Glenda Perkins aus. Sie fiel auf diesen satanischen Trick herein und erlebte eine Liebe, die der Teufel schenkt...

Die Schreie der Frau gellten bis auf die Straße!

Dort hatten sich bereits zahlreiche Menschen eingefunden, der Verkehr war zusammengebrochen, und in die markerschütternden Schreie mischte sich das Heulen meiner Sirene.

Ich war wie ein Teufel losgebraust, als mich der Anruf erreichte, dennoch schien ich zu spät gekommen zu sein. Wenn Gaffer stehen, dann stehen sie. Diese bittere Erfahrung musste ich wieder einmal machen, denn trotz Polizeisirene ließ man mich nicht durch.

Wütend trat ich das Bremspedal. Der Bentley stoppte weich, ich löste den Sicherheitsgurt, warf den Wagenschlag auf und katapultierte mich aus dem Fahrzeug.

Sauer war ich. Stinksauer. Vor mir befand sich eine Wand aus Menschenleibern. Die meisten Schaulustigen drehten mir den Rücken zu und starrten auf das schmalbrüstige Haus mit den winzigen Balkonen, denn von dort waren die Schreie aufgeklungen. Genauer gesagt, aus dem zweiten Stock.

Ich schaufelte die Menschen zur Seite, um eine Gasse zu bekommen. Vielleicht war trotz allem noch etwas zu retten. Die Leute nahmen mir meine Maßnahme übel. Ich wurde beschimpft, man versuchte mich festzuhalten, jemand riss an meiner Jacke, und ich bekam sogar einige Schläge ab, die ich, ohne mich zu wehren, einsteckte. Endlich hatte ich den Ring durchbrochen. Mein Blick war jetzt frei, ich konnte das Haus sehen und schaute auch auf den kleinen Balkon mit dem halbrund gebogenen schmiedeeisernen Gitter in der zweiten Etage. Dort war schon alles gelaufen. Und dies auf eine schreckliche Art und Weise.

Zwei Flügel besaß die schmale Balkontür, beide standen offen, es herrschte Durchzug. Gardinen wehten leicht wie Federn in den Raum hinein, in dem Flammen gespenstisch in die Höhe zuckten und im nächsten Augenblick die Gardinen in Brand steckten. Der Schrei der Frau hallte über die Straße.

Dann erschien sie selbst.

Bisher musste sie nur als hell und dunkel zuckendes Schatten-oder Flammenbündel zu sehen gewesen sein, nun betrat sie den kleinen Balkon, und ich wusste sofort, dass ich ihr nicht mehr helfen konnte. Das Feuer hielt den Körper wie ein gewaltiges Tuch umfassen. Gierig fraßen sich die Flammen, noch höher, längst überloderten sie den Kopf der Frau und strahlten eine Hitze ab, die selbst ich unten auf der Straße spüren konnte.

Die brennende Frau taumelte auf den Balkon. Für den Bruchteil einer Sekunde fuhr von der Seite her ein Windstoß heran und trieb die Flammen nach rechts, so dass ich die Gestalt der Frau ein wenig klarer sehen konnte.

Ein Wunder, dass sie noch lebte. Ihr Gesicht war gezeichnet. Die Haut verbrannt, weiß leuchteten die Augäpfel, und mir war es unbegreiflich, dass sie noch immer so gellend schreien konnte.

Dann fiel sie nach vorn. Sie streckte dabei die Arme aus. Die Finger bekamen noch den Rand des Geländers zu fassen, und für einen winzigen Augenblick glaubte ich, dass sie sich noch abstützen wollte. Das Gegenteil war der Fall. Sie stützte sich nicht ab, sondern sammelte noch einmal alle Kräfte, schwang sich in die Höhe und flankte über die Brüstung hinweg.

Wie ein brennender großer Vogel trudelte sie dem Boden entgegen. Wenn ich mich nicht rührte, würde sie geradewegs auf mich zufallen und mich unter sich begraben.

Zu helfen war ihr nicht mehr. Ich sprang zur Seite, so dass die Frau neben mir auf das rote Pflaster der Straße fiel. Dort brannte sie weiter. Jetzt griff ich ein. Die Jacke schleuderte ich mir vom Körper, sprang vor, fiel mit dem ausgebreiteten Jackett auf die Knie und presste es auf den Körper der Frau. Ich wollte die Flammen damit ersticken. Sie schlugen durch.

Ein heißer Hauch streifte auch mich, so dass ich unwillkürlich

zurückzuckte. Wenig später wölkte Qualm unter dem Jackett hervor, der in beißenden Schwaden über die Straßendecke trieb und in mein Gesicht geweht wurde, wobei die Augen anfangen zu tränen. Ich wedelte mit den Armen, verschaffte mir ein wenig freie Sicht und nahm das Jackett wieder an mich.

Anziehen konnte ich es nicht mehr, doch die Flammen waren mittlerweile erstickt. Nur noch Rauch quoll von dem hoch, was von der Frau übriggeblieben war.

Ich habe viel in meiner Laufbahn gesehen, verbrannte Menschen jedoch gehören zu dem Schlimmsten, was es gibt. Jemand brachte eine Decke, die ich über die Tote ausbreiten konnte. Als letzten Eindruck registrierte ich das geschwärzte Gesicht, in dem die Pupillen seltsam hell hervorstachen und regelrecht leuchteten.

Ich trat zurück, hängte mein Jackett über den Arm und fühlte mich verdammt mies. Mein Blick flog zum zweiten Stock hoch. Die Gardinen brannten noch immer. Der Wind wehte sie in den Raum hinein. Wenn man jetzt nichts unternahm, würde die Wohnung sehr schnell in Flammen stehen.

Hinter den wabernden Flammen entdeckte ich eine Gestalt. Der Mann trug einen Eimer und schleuderte das Wasser aus ihm gegen die erste Gardine. Da er noch einen Helfer besaß, konnte sehr schnell auch das zweite wehende Flammenbündel gelöscht werden.

Die Gefahr war gebannt.

Ich blieb neben der Leiche stehen. Um mich herum schwirrte ein Stimmenwirrwarr. Die ersten Neugierigen wagten sich näher heran, wollten einen Blick auf die Tote werfen, aber sie sahen nur die schuhlosen, verbrannten Füße, die unter der Decke hervorschauten und seltsam klein und klumpig wirkten.

Ein ebenfalls schauriger Anblick, der gerade deswegen so makaber war, da er nicht alles zeigte.

Ich zündete mir eine Zigarette an, weil ich den miesen Geschmack

eines Selbstvorwurfs aus dem Halse haben wollte. Das Stäbchen nutzte auch nichts. Der Rauch kratzte in der Kehle. Ich warf die Zigarette zu Boden und trat sie aus.

Die Frau hatte mich angerufen. Suko war gerade nicht im Büro gewesen, Glenda Perkins auch nicht, und so hatte ich den Anruf entgegengenommen.

Er war auch für mich bestimmt.

Voller Panik hatte die Frau meinen Namen gerufen. Ein einziger Hilfeschrei war dies gewesen, auf den ich sofort reagierte. Sie sprach noch von dem Höllenfeuer, das sie sehen wollte, auch der Name Asmodis war gefallen. Zum Schluß nannte sie mir ihre Adresse in South Kensington.

Ich war zwar durch London gerast wie selten, aber leider zu spät gekommen. Die Frau, deren Namen ich nicht einmal wusste, hatte ich nicht retten können.

Das schrille Geräusch von Trillerpfeifen riss mich aus meinen Gedanken. Aus allen Himmelsrichtungen drang es an meine Ohren, ein Zeichen dafür, dass die Bobbies kamen. Sie sind in London immer schnell zur Stelle, wenn etwas passiert. Hier allerdings waren sie zu spät. Da ich direkt neben der Toten stand, wurde ich auch angesprochen. Die Polizisten wollten Erklärungen haben, ich zeigte ihnen erst einmal meinen Ausweis und deutete anschließend auf den kleinen Balkon an der zweiten Etage.

»Von dort ist sie gesprungen.«

Die Beamten, es waren inzwischen drei, ließen ihre Blicke an der alten Fassade des Hauses entlang gleiten. Obwohl sie einen grünen Anstrich besaß, waren die Mängel selbst aus dieser Distanz zu erkennen. Farbe kann eben keine Risse überdecken.

Die anderen Häuser, aus deren Fenstern Zuschauer blickten, sahen entsprechend aus. Man konnte dieses Viertel als ein Bohème (ungezwungenes Künstlertum) bezeichnen. Swinging London, hatte

man früher mal gesagt. Heute sollte es ja out sein, aber davon war ich nicht so recht überzeugt. Ich glaubte nach wie vor an die verrückten Gestalten, die sich im Londoner Westend niedergelassen hatten.

»Gehen wir mal rein?« fragte einer der Beamten.

»Selbstverständlich.« Auch ich wollte mir einen Eindruck von der Wohnung verschaffen.

Zu viert betraten wir das Haus und begegneten den entsetzten Mietern. Es waren zumeist junge Leute, die auf der Treppe standen und auch nicht begreifen konnten, dass dieses Schreckliche geschehen war. Ich sprach so laut, dass mich möglichst alle verstehen konnten. »Bitte verlassen Sie das Haus nicht! Es ist möglich, dass ich Fragen an Sie habe.«

Man hatte Verständnis.

Irgendwie wirkten die Mieter alle ein wenig ausgefallen. Künstlertypen eben. Sie unterschieden sich in der Kleidung und in den Frisuren von vielen anderen Menschen, die in London lebten und arbeiteten. Waren deshalb aber nicht schlechter.

Die Treppe war eng. Wir gingen hintereinander. Ich hatte die Spitze übernommen. Im zweiten Stock stand ein Rauschgoldengel. Im ersten Augenblick wirkte das Mädchen so. Es hatte helle, golden schimmernde Locken, lehnte an der Wand, kiffte und blies mir den Rauch ins Gesicht. Ich wedelte zweimal mit der Hand und wies auf eine offene Tür hin. »Hat es dort den Brand gegeben?«

»Feuer«, sagte das Girl wie selbstvergessen. »Feuer ist was Schönes. Es reinigt...«

Ich wollte sie auf ihrem Trip nicht länger stören und ging deshalb weiter. Im Zimmer stank es noch nach Qualm. Die beiden Gardinenhälften waren nur noch schwarze Fetzen, die von der unter der Decke herlaufenden Stange hingen und im Durchzug flatterten. Viel war da nicht mehr zu machen. Auch Spuren würden wir kaum

finden. Wenigstens keine, die mich interessiert hätten, weil die Tote ja den Namen des Teufels noch gerufen hatte.

Hinter uns schauten die anderen Mieter in das Zimmer. Sie drängten sich auf der Schwelle zusammen.

Ich drehte den Kopf. Über die Schulter rief ich: »Wie hieß die Tote eigentlich?«

»Rita Dornhill«, wurde mir geantwortet. Ich bedankte mich und bat die Polizisten, die Tür von innen zu schließen. Anschließend durchsuchte ich das Zimmer. Es musste doch herauszufinden sein, wie sich Rita Dornhill in Brand gesteckt hatte. Bei solchen Gelegenheiten sah man die Utensilien wie Feuerzeug, Streichhölzer oder andere Dinge immer herumliegen. Ich fand nichts. Auch kein Benzin, mit dem sie sich übergossen haben könnte, und das Ganze war für mich ein Rätsel.

Die Wohnung besaß zwei Zimmer. In dem größeren hatte Rita geschlafen und gewohnt. Der kleine Nebenraum diente als Toilette und Bad. Die schmale Sitzbadewanne stand so, dass ich fast darüber gestolpert wäre. Der Raum hatte kein Fenster, dafür besaß er eine Luftklappe über der Toilette.

Auch hier sah ich nichts, womit sich Rita hätte in Brand stecken können. Wirklich seltsam, dies bestätigten mir auch die Polizisten, die mich begleitet hatten.

»Vielleicht finden die Kollegen vom Brandschutz mehr«, sagte einer der Männer. Er war auf den kleinen Balkon getreten und deutete nach unten.

»Da kommt übrigens der Leichenwagen.«

Ich hob die Schultern. Es war mal wieder alles perfekt. So perfekt wie der Tod dieses Mädchens.

Wenn die Spurensicherung etwas herausgefunden hatte, würde ich das erfahren, deshalb brauchte ich hier nicht weiterzusuchen und konnte mich schon einmal um die Befragung der Zeugen kümmern.

Als ich die Tür aufdrückte und in den Flur trat, stand nur der Rauschgoldengel dort. Das Girl rauchte nicht mehr, lehnte dafür weiterhin an der Wand und spielte mit den Falten des langes Kleides.

Durch ein schmales Flurfenster fiel ein Sonnenlichtstreifen genau auf das Mädchen. Das Licht machte den Stoff des Kleides durchsichtig. Ich konnte erkennen, dass die Kleine nur einen Slip trug, und der war noch schmaler als schmal.

Lächelnd ging ich auf sie zu und blieb vor ihr stehen. Sie hob ein wenig den Kopf und schaute mich an.

Erst jetzt fiel mir ihr blasses Gesicht auf. Nicht die Haut an sich war so bleich, für diese Farbe sorgte ein heller Puder, der auf ihren Wangen klebte. Im langen, goldfarbenen Lockenhaar schimmerte ein weißes Stirnband, und die Augendeckel waren mit winzigen Goldpuderteilchen geschminkt.

»Kann ich mit Ihnen reden?«

Sie hob die Schultern. Ihr verträumter, weit entrückter Blick traf mich.

»Wenn Sie unbedingt wollen.«

»Sie wohnen doch hier, nicht.«

»Klar, neben Rita.« Sie sprach sehr langsam, stützte sich von der Wand ab, und ich trat zur Seite, damit sie an mir vorbeikonte. Dabei wäre sie fast noch gefallen. Ich hielt sie schnell fest, und spürte unter meinen Fingern warme Haut.

»Danke«, hauchte sie. »Danke, kleiner Bulle.«

Ich räusperte mich. Mit der Polizei schien sie es nicht zu haben. Ihr Zimmer lag tatsächlich neben dem der Toten. Sie öffnete die Tür, lächelte irgendwie seltsam und ließ mich vorgehen. Ich nickte dankend, trat über die Schwelle, machte zwei Schritte und blieb überrascht stehen. Das gab es doch nicht. So einen Raum hatte ich noch nie gesehen. Ihr Zimmer war ein Traum in Weiß!

Oder ein Alptraum, wenn ich mir die beiden weiß lackierten Särge so anschaute, die in der Raummitte standen und als Sitzgelegenheit dienten, wobei zwischen ihnen ein schmaler Glastisch stand, mit einem Aschenbecher voller Kippen darauf.

Alles war weiß, das fing bei den Regalen an das Bett leuchtete ebenso, und auch die seltsamen Tüllgardinen, die wie lange Tücher durch den Raum schwebten und eine Trennung sein sollten waren weiß. Hinter den Tüchern sah ich einen weißen Schreibtisch mit einer weißen Schreibmaschine.

Ich war beeindruckt, hörte hinter mir das Zuschnappen der Tür und drehte mich um.

Das Mädchen hatte sich gegen die Tür gelehnt und die Arme vor der Brust verschränkt. Es wartete darauf, dass ich etwas sagte, den Gefallen tat ich ihr auch.

»Sie lieben Weiß, nicht wahr?«

»Ja.« Sie streckte lässig den Arm aus und deutete an mir vorbei auf die kleine Balkontür. »Das Gitter dahinter habe ich ebenfalls so gestrichen.«

»Wem's gefällt.«

»Ihnen nicht?«

»Ich müsste mich erst daran gewöhnen. Vor allen Dingen an die weißen Särge. Hat ja nicht jeder in seiner Wohnung.«

»Das stimmt.«

»Wie heißen Sie eigentlich?« Ich wechselte das Thema.

»Kannst mich Bea nennen. Eigentlich heiße ich Beatrice. Aber alle sagen Bea zu mir.«

»All right, Bea. Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

»Ich weiß.«

Die Kleine überraschte mich immer mehr. Sie schien es faustdick hinter den Ohren zu haben. »Wie ist das möglich? Ich habe Ihnen meinen Namen nicht genannt.«

»Ich hörte ihn.«

»Gut, belassen wir es dabei.« Ich schritt im Zimmer auf und ab, schob den Tüll zur Seite, schaute auf die Maschine und die zahlreichen leeren Blätter, die daneben lagen »Schreiben Sie, Bea?«

»Na klar.« Ihre Stimme war lauter geworden. Das Girl hatte sich von der Tür gelöst und »rauschte« auf mich zu. »Davon versuche ich zu leben. Ich schreibe Gedichte.«

»Lyrischer Art?«

»Auch. Aber ich habe einen bestimmten Themenkreis.« Jetzt blieb sie neben mir stehen, drehte den Kopf und fuhr mit der Zungenspitze über die Lippen »Ich liebe das Leben, mein kleiner Bulle!« flüsterte sie, »aber ich schreibe über den Tod.«

Darauf erwiderte ich nichts. Im Laufe der Zeit kommt man mit vielen Menschen zusammen, Geschäftsleuten, Gangstern, Künstlern, die Palette ist wirklich vielfältig, und die Kleine hier passte in den Rahmen. Wenn auch nur am Rande, denn irgendwie kam sie mir selbst wie ein Geist vor, wenn ich sie so anschaute. Ober den Tod wollte sie schreiben. Das musste einen Grund haben. Nach dem fragte ich sie.

»Es ist ganz einfach. Der Tod ist noch etwas Unbekanntes. Deshalb beschäftige ich mich mit ihm. Er ist so etwas Herrliches. Fast beneide ich meine Freundin Rita, dass sie es geschafft hat.«

»Ich kann mir etwas Besseres vorstellen.«

»Sie haben eben keinen Sinn für das Schöne.«

»Vielleicht gerade doch.«

»Nein, der Tod ist überall.« Jetzt streckte sie die Arme aus und drehte sich. »Deshalb auch die Särge.«

»Da schlafen Sie aber nicht?«

Sie blieb stehen und hob den Stoff des Kleides an. »Manchmal lege ich mich in den Sarg, um zu schauen, was das für ein Gefühl ist. Ein herrliches. Der Sarg gibt mir so etwas Endgültiges. Ich fühle mich zu

ihm hingezogen.«

»War Rita auch so?«

Bea blieb stehen und hob ihre Schultern »Rita?« Sie lachte. »Ja, sie gehörte zu mir. Wir waren Freundinnen.«

»Sehr mitgenommen scheint Sie der Tod Ihrer Freundin aber nicht zu haben?«

»Wozu? Sie hat es hinter sich. Der Weg zu ihm liegt nicht mehr vor ihr.«

»Zu wem wollte sie denn?«

»Zu unserem großen Freund, Mr. Sinclair. Zu unserem allergrößten, den wir alle lieben.«

»Den Namen wollen Sie mir nicht sagen?«

»Nein, es ist ein Freund.« Nach diesen Worten schwebte sie wieder durch den Raum und breitete weiterhin ihre Arme aus. Ich wurde aus Bea nicht schlau. Entweder war sie ein raffiniertes Luder oder völlig naiv. Ich glaubte eher an die erste Möglichkeit. Da ich im Moment keine Fragen hatte und sie sich auch nicht um mich kümmerte, hatte ich Zeit, meine Blicke über den ebenfalls weißen Schreibtisch gleiten zu lassen. Da stach mir ein kleines Buch ins Auge. Auch diese Schrift besaß einen weißen Einband, und ich konnte den Titel lesen:

HULDIGUNG AN IHN.

Mehr stand nicht darauf. Keine Erklärung, nichts. Ich schlug das Buch auf. Als Verfasserin zeichnete sich eine gewisse Beatrice Monet, und als ich eine Seite weiterblätterte, da wusste ich plötzlich, wer mit »ihn« gemeint war.

Der Teufel!

Im Augenblick war alles anders. Plötzlich kam mir das Mädchen überhaupt nicht mehr so weltfremd oder versponnen vor. Im Gegenteil. Für mich war dies alles nur Tarnung, und als ich ein Gedicht überflog, wusste ich noch besser Bescheid.

Diese Bea betete in ihrem Schriften den Teufel nahezu an. Sie buhlte um seine Liebe, die er ihr geben sollte, damit sie endlich das wahre Leben erringen konnte.

Es war ziemlicher harter Tobak, den man mir da zu schlucken gab. Manch anderer hätte gelacht. Mir verging das Lachen. Ich dachte an das brennende Mädchen und auch daran, dass ich mit dem Teufel schon verdammt trübe Erfahrungen gesammelt hatte. Hier fand ich wieder eine dieser Erfahrungen. Sogar schriftlich niedergelegt. Särge, Teufel, das Mädchen. Ich musste nur noch nach dem Zusammenhang suchen.

»Wie finden Sie meine Gedichte?« fragte Bea, die mich die ganze Zeit über beobachtet haben musste.

Ich drehte mich zu ihr um. »Zumindest ein wenig seltsam. Oder sagen wir außergewöhnlich.«

»Jetzt sind Sie geschockt, wie?« Sie tänzelte auf mich zu, blieb dann neben einem der Särge stehen und ließ sich auf dem Deckel nieder.

»Sagen Sie ruhig Ihre ehrliche Meinung, Bulle.«

Ich konnte das Wort Bulle zwar nicht leiden, ging jedoch nicht näher auf ihre Aussage ein. Dafür holte ich tief Luft und schritt dem Mädchen entgegen. »Was gefällt Ihnen eigentlich am Teufel so gut?«

»Er!«

»Nur der Satan? Dieses hässliche, widerliche...«

»Hören Sie auf, verdammt!« Plötzlich wurde die sonst so sanfte Stimme zu einem Kreischen. »So dürfen Sie nicht reden. Satan ist unser Freund. Er nimmt sich der Menschheit an und wird sie in bessere Zeiten führen. Verlassen Sie sich darauf.«

»Nein!« erwiderte ich hart.

»Was wissen Sie schon? Was...?« Sie stockte und schlug sich gegen den Mund.

»Weshalb reden Sie nicht weiter?«

»Nein, nur so...«

Ich beschloss, ihre momentane Verwirrtheit auszunutzen. »Sie können mir hier nichts vorspielen, Bea. Ich bin nicht so ein grüner Junge, wie sie vielleicht annehmen, und ich bin auch nicht von ungefähr hier so plötzlich erschienen. Das hatte seinen Grund. Wollen Sie ihn wissen, Bea? Oder kennen Sie ihn bereits?«

Sie schaute mich an und hob die Schultern. »Ich weiß nichts, kleiner Bulle, gar nichts?«

»Aber Rita wusste mehr. Sie hat mich nämlich angerufen und herbestellt. Von allein oder durch Zufall bin ich nicht angekommen. Und was Rita wusste, das wissen Sie sicherlich auch, meine Liebe. Vielleicht sogar noch mehr. Weshalb hat sie diesen schrecklichen Selbstmord begangen? Sagen Sie es mir!« forderte ich.

Ich hatte mit vielen Reaktionen gerechnet, nur nicht mit der, die tatsächlich folgte. Bea warf ihren Oberkörper so weit zurück, dass die Spitzen ihrer kleinen Brüste gegen den dünnen Stoff drückten. Dann begann sie zu lachen. Zuerst war es nur ein leises Kichern, anschließend wurde es immer lauter, aber auch hechelnder, und schließlich nahm es einen schrillen Ton an, der in meinen Ohren schmerzte.

»Ich kann nichts Lächerliches an meinen Fragen finden«, sagte ich hart. »Ein Mensch ist auf schreckliche Weise gestorben. Dazu vor meinen Augen, und ich werde diesen Fall aufklären, darauf können Sie sich verlassen Bea.«

Ihr Lachen brach ab. Das Haar schien zu knistern, als sie sich vorbeugte. »Was wissen Sie schon, Bulle? Was wissen Sie schon? Nichts, gar nichts.«

»Ich weiß zum Beispiel, dass Sie mir längst nicht alles gesagt haben«, erklärte ich und deutete nickend auf einen der beiden Särge. »Öffnen Sie diese makabren Sitzgelegenheiten!« forderte ich das Mädchen auf.

Jetzt wurde der Rauschgoldengel kratzbürstig. »Ich soll die Särge öffnen?«

»Ja.«

»Das mache ich nicht.«

»Haben Sie einen Grund?«

Bea hob die Schultern.

»Gut«, fuhr ich fort. »Wenn Sie die Särge nicht öffnen wollen, dann mache ich es.« Ich bückte mich, als sie mir plötzlich in die Parade fuhr. Nicht mit Worten, nein, sie griff mich an. Der Rauschgoldengel verwandelte sich in einen kleinen Teufel. Von der Seite hechtete sie auf mich zu, wollte mich zu Boden stoßen und gleichzeitig ihre langen, goldlackierten Fingernägel durch mein Gesicht ziehen. Ich bückte mich noch tiefer. Die Hände fuhren über meinen Kopf hinweg dann packte ich ihre Hüften, stemmte sie hoch, drehte mich dabei und schleuderte das wütende, fauchende Bündel hinter mir zu Boden, wo es strampelnd liegen blieb und fluchte.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber Sie haben es nicht anders gewollt.«

»Das wirst du bereuen, Mistbulle!« kreischte sie.

Ich kümmerte mich nicht um ihr Geschwätz, sondern machte mich daran, den Deckel des ersten Sargs zu öffnen. Er war nicht fest verschraubt, ich konnte ihn abheben. Rasch wuchtete ich ihn hoch.

Meine Augen wurden groß. Auf weißem Samt lag das, was Bea so liebte.

Eine Statue des Teufels!

Wenn sie einen Friedhof besuchte, hatte sie immer das Gefühl, den Geruch von Leichen zu spüren. Sie konnte sich einfach nicht dagegen wehren, aber es war nun mal so.

Und sie mochte keine Leichen.

Ebenso wenig liebte sie Friedhöfe oder Leichenhallen. Aber es gab Momente und Situationen im Leben, da kam man einfach nicht daran

vorbei, sich damit zu beschäftigen. So erging es auch der dunkelhaarigen Glenda Perkins, als sie ihren kleinen Wagen verließ, den Friedhof betrat und auf die Leichenhalle zuing.

Es waren keine forschen Schritte, die sie voranbrachten, eher zögernde, als wolle sie den Punkt der Gegenüberstellung so lange wie möglich hinausschieben.

Nach langer Zeit schien in London zum erstenmal wieder die Sonne. Trotzdem lief ein Frösteln über Glendas Haut, als sie auf die Leichenhalle zuschritt. Sie wollte nicht dorthin, wo die Beerdigungen ihren Anfang nahmen, sondern zu den Räumen, in denen man die Toten aufbewahrte.

Das war sie ihrer alten Schulfreundin einfach schuldig. Es war wie ein Schock gewesen, als Glenda vom Tod der Frau erfuhr. In einer Zeitungsanzeige hatte sie es gelesen. Durch ein Unglück war Helen ums Leben gekommen. Mehr stand nicht dabei.

Glenda hatte telefoniert und versucht, Verwandte aufzutreiben. Es war ihr nicht gelungen, aber sie wollte etwas für die Freundin tun und ihr die eine letzte Ehre erweisen. Deshalb war sie zum Friedhof gegangen. Zudem arbeitete sie bei Scotland Yard. Und als Mitarbeiterin einer der größten Polizeiorganisationen der Welt war es ihr praktisch eingegeben, misstrauisch zu sein.

Wenn ein Mensch eines unnatürlichen Todes starb, blieb immer ein Rest Misstrauen zurück. So auch bei Glenda Perkins. Sie war sicher, dass da etwas nicht stimmte, denn unter dem Begriff Unglücksfall konnte sich vieles verbergen, und man konnte auch einiges vertuschen. Jeder Killer, der von der Polizei erschossen wurde, war ein Unglücksfall, und Glenda dachte zudem an ihre zahlreichen bösen Erfahrungen, die sie im Laufe der Zeit gesammelt hatte.

Durch den Haupteingang brauchte sie nicht zu gehen, sondern wandte sich nach links, wo auch einer der zahlreichen Nebeneingänge lag. Eine Treppe führte zur Tür hoch.

Ein Mann fegte die Stufen. Als er Glenda kommen sah, hob er den Kopf, und die junge Frau erschrak, denn der Mann wirkte so wie ein lebender Toter aus den zahlreichen Zombiefilmen. Vielleicht lag es auch an seiner schwarzen Kleidung, dass die Haut so bleich schimmerte. Zudem hatte Glenda das Gefühl, als wäre sein Gesicht aufgedunsen, und sogar die Augen sahen blass aus.

Starr schaute er sie an. »Wo wollen Sie hin?« fragte er.

»Ich möchte jemand sehen.«

»Wen?«

Glenda sagte den Namen der Freundin. Der »Zombie« schaute auf seine Uhr und wiegte den Kopf »Haben Sie Glück gehabt. Bald wäre Schluss gewesen.«

»Ich weiß.«

Der Mann stellte seinen Besen zur Seite. Durch eine Kopfbewegung tat er Glenda kund, ihm zu folgen. Die Tür war durch einen Keil festgeklemmt worden, er brauchte sie nicht erst zu öffnen und führte die dunkelhaarige Frau in den langen Flur hinein, wo er sich sofort nach links wandte und eine schräg gegenüberliegende Tür ansteuerte, hinter der die Tote aufbewahrt lag.

»Ist nur eine drin«, sagte der Kerl. »Soll ich mitkommen?«

Glenda hatte das Gefühl, als hätte die Stimme einen lauernden Klang angenommen, zudem glitten die Blicke des Kerls begehrllich über ihren Körper, und sie schüttelte den Kopf. »Nein, danke, ich werde schon allein zurechtkommen.«

»Wie Sie wollen.« Der Typ grinste breit, drehte ab und ging. Seine Schritte hallten auf dem Steinboden. Die Echos wurden von den Wänden zurückgeworfen. Glenda wartete, bis der Mann nicht mehr zu sehen war, dann wandte sich die Frau der Tür zu.

Sie fröstelte. Ein unheimliches Gefühl beschlich sie, als sie vor der braun lackierten Tür stehen blieb.

Hinter ihr sollte Helen also tot liegen. Sie konnte es einfach nicht

fassen. Glenda spürte den Schweiß auf ihren Handflächen. Die Ruhe in diesem Teil der Leichenhalle machte sie nervös. Sie vermisste die menschlichen Stimmen. Sie hätte gern etwas gehört, auch ein Schluchzen oder Weinen. So aber kam sie sich verlassen vor.

Die Klinke ließ sich leicht bewegen. Ein kurzer Druck nur, sie war unten, und ein weiterer Druck gegen die Tür ließ diese nach innen schwingen, so dass Glenda den Raum betreten konnte.

Es brannte Licht. Zwar nicht sehr hell und strahlend, doch es reichte völlig aus. Zuerst nahm Glenda den seltsamen Geruch wahr, der über dem Raum lag. Es stank nach irgendeinem Zeug. Sie zog ein paar Mal die Nase hoch und stellte fest, dass es sich dabei um Bohnerwachs handelte. Da musste jemand den Boden eingewachst haben. Der Sarg stand in der Mitte. Schlicht und einfach sah er aus. Kein großes Prunkstück, und er war zum Teil offen. Der Deckel stand schräg auf dem Unterteil, allerdings so, dass Glenda den Körper der Frau noch nicht sehen konnte. Sie musste näher heran. Dabei ging sie auf Zehenspitzen. Sie wusste selbst nicht, aus welchem Grunde sie so leise auftrat. Vielleicht war es der Augenblick der völligen Ruhe oder die Ehrfurcht vor dem Tod, jedenfalls verursachte sie kaum ein Geräusch, als sie sich dem erhöht stehenden Sarg näherte.

Fast hätte sie die Deckelkante noch gestreift, dann stand Glenda neben dem Kopfteil des Sargs und schaute nach unten.

Sie bekam einen freien Blick - und erschrak!

Glenda wusste bisher nicht, wie ihre Freundin Helen ums Leben gekommen war, nun sah sie es. Das Gesicht der Toten war nur noch eine schwarze, verbrannte Fläche. Es wirkte mumienhaft, und die Augäpfel leuchteten darin in einem seltsamen Weiß. Glenda schüttelte sich. Das Grauen überkam sie. Der Anblick, mit dem sie wirklich nicht gerechnet hatte, war ihr bis in den letzten Nerv gefahren, und sie hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Den

Ballen ihrer rechten Hand presste sie gegen den Mund. Dabei atmete sie scharf durch die Nase, und sie schloss sekundenlang die Augen, in der Hoffnung, das Bild würde verschwinden. Sie irrte sich. Als sie wieder hinschaute, sah sie abermals in das mumienhafte Gesicht der Toten. Glenda überwand sich selbst, als sie den Sargdeckel mit beiden Händen packte und ihn kräftig zur Seite schob. Sie wollte jetzt sehen, ob auch der übrige Körper diese schrecklichen Anzeichen der Verbrennung aufwies. Dabei war sie so nervös, dass sie nicht Acht gab und ihr der Deckel vom Unterteil abrutschte. Glenda griff noch nach, sie fasste jedoch ins Leere, so dass der Deckel mit einem lauten Knall zu Boden fiel.

Glenda sprang hastig zurück. Ihr Herz pochte wild. Sie hatte sich sehr erschreckt und spürte auch die Hitzewellen, die durch ihren Körper rasten. Es dauerte eine Weile, bis sie sich traute, wieder nahe an den Sarg heranzutreten und einen Blick hineinzuworfen. Die Tote trug ein dünnes Leichenhemd aus billigem Stoff. Es war etwas hochgerutscht und hörte erst an den Oberschenkeln auf, so dass Glenda erkennen konnte, dass die Beine die gleiche verbrannte Haut zeigten wie das Gesicht. Das Feuer oder was immer diese Verbrennungen verursacht haben musste, hatte Helen voll erwischt. Durch den Verlust an Flüssigkeit war sie auch kleiner geworden, und die Haut sah seltsam ölig aus.

Glenda stand auf dem Fleck, starrte die Leiche ihrer Freundin an und merkte kaum, dass ihre Augen feucht wurden. Danach rannen einige Tränen die Wange hinab. Erst als Glenda hinter sich ein Geräusch hörte, zuckte sie zusammen. Sofort wirbelte sie herum.

In der offenen Tür stand ein Mann!

Zuerst glaubte Glenda, den Feger vor sich zu haben, aber der sah anders aus. Er war nicht so hochgewachsen und auch nicht so schlank. Innerhalb von Sekunden taxierte Glenda den Mann und schaute ihn sich genau an.

Er war ungefähr so groß wie der Geisterjäger John Sinclair. Sein Haar zeigte ebenfalls eine blonde Farbe. Die Kleidung war lässig und der Witterung angepasst. Selbst bei diesen Lichtverhältnissen erkannte Glenda die Bräune in dem markanten Gesicht. Der ganze Typ sah unverschämt gut aus. Seine Augen waren unverwandt auf Glenda Perkins gerichtet, und um seine Mundwinkel zuckte ein Lächeln. Langsam kam er näher.

Glenda wollte ihn etwas fragen, doch sie bekam keinen Ton hervor. Statt dessen zog sie die Nase hoch, schluckte ein paar Mal und wartete darauf, dass der Fremde etwas sagte.

Am Fußende des Sargs blieb er stehen. Er nickte Glenda zu und sprach mit leiser Stimme: »Es ist schlimm, nicht wahr?«

Die Frau nickte.

Der Mann schaute auf die Tote. Seine Augenbrauen hoben sich dabei in die Höhe. Ansonsten zuckte kein Muskel in seinem Gesicht. Die Hände stemmte er auf die Sargkante. Glenda sah ihn von der Seite her an und erkannte sein markantes Profil.

Endlich konnte sie reden. Noch ein kurzes Räuspern, dann fragte sie:

»Kannten Sie die Tote gut?«

Der Mann antwortete zunächst nicht. Als Glenda ihre Frage wiederholen wollte, bewegte er nickend seinen Kopf. »Ja, ich kannte die Tote.«

»Wie ist sie umgekommen?«

Der Mann hob die Schultern. »Keine Ahnung. Auch mich hat es überrascht. Helen war meine Cousine, wissen Sie.«

»Ach so.«

»Ich habe erst heute davon gehört, weil ich mich in Hamburg geschäftlich aufhielt. Als mich die schreckliche Nachricht erreichte, bin ich sofort hergefahren.« Er schaute Glenda an. »Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Eine Bekannte.«

»Gute Bekannte?«

Glenda lächelte schmal. »Das kann man eigentlich nicht sagen. Helen und ich sind zusammen zur Schule gegangen. Wir haben uns hinterher ein paar Mal getroffen, blieben aber immer in lockerer Verbindung. Ich weiß nur, dass sie als Künstlerin gearbeitet und im Londoner Westend gewohnt hat.«

»Also mitten in der Szene!« stellte der Mann fest. »Kennen Sie sich aus?«

»Ein wenig.«

In den nächsten Minuten schwiegen sie. Glenda hatte Mühe, ihre Tränen zu unterdrücken, aber sie wollte unbedingt wissen, wie es zu diesem Tod gekommen war. Danach fragte sie den Mann.

»Ich kann Ihnen nichts sagen.«

»Irgend jemand muss es doch wissen, wie...«

»Helen hatte außer mir keinen Verwandten. Wenn ich sie so anschau, habe ich das Gefühl, dass sie einfach verbrannt ist. In ein Feuer geraten.«

»Danach sieht es aus«, erklärte auch Glenda. »Aber wo war das? Man müsste es herausfinden.«

Der Mann schaute sie an. »Und was nutzt es Ihnen?«

»Zumindest könnte man erfahren, ob es tatsächlich mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Sie denken an ein Verbrechen?« folgerte der Fremde.

»Ich schließe es zumindest nicht aus.«

»Da haben Sie recht. Heutzutage ist ja alles möglich. Man müsste darüber sprechen. Nur nicht hier. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Sie zu einem Drink einlade?«

»Ich weiß nicht...«

Der Mann lächelte bittend. »Tun Sie mir den Gefallen, ja?« Er schaute Glenda dabei tief in die Augen, und sie fühlte plötzlich, dass

ihr so seltsam wurde. Es war ein weiches Gefühl, dass sich in den Knien ausbreitete, zudem klopfte ihr Herz schneller, und Glenda sah nur immer das Gesicht des Mannes.

»Nun?«

Sie nickte gegen ihre Überzeugung. »Ja, ich werde Sie begleiten.«

»Danke, das ist nett.« Der Mann bückte sich, hob den Deckel auf und legte ihn wieder auf den Sarg.

Glenda stand daneben, schaute zu und wusste selbst nicht, was in sie gefahren war. Der Fremde hatte sie regelrecht überrumpelt, und er schien zu wissen, wie sehr sein Charme wirkte, denn normalerweise hätte Glenda sich gehütet, einen Mann zu begleiten, den sie erst einige Minuten kannte.

»So«, sagte der Mann, »das hätten wir.« Er legte die Stirn in Falten und zeigte ein erschrecktes Gesicht. »Wie konnte ich so vergesslich sein? Ich lade Sie ein, ohne mich überhaupt vorgestellt zu haben. Mein Name ist Eric Turner.«

»Ich heiße Glenda Perkins.«

»Ein hübscher Name.«

Glenda schüttelte den Kopf »Finden Sie es gut, mir in Anbetracht der schrecklichen Dinge Komplimente zu machen?«

»Es ist sonst nicht meine Art«, gab Turner offen zu, »aber was können wir ändern?«

Glenda überlegte. »Nichts, eigentlich nichts. Dennoch sollte man ein wenig Pietät bewahren.«

»Ich entschuldige mich hiermit.«

Glenda lächelte. Dieser Mann nahm sie einfach gefangen. Er besaß eine Ausstrahlung, wie sie es noch nie bei einem Menschen so direkt erlebt hatte, und sie ertappte sich bei dem Gedanken, sich in den Armen des anderen wohl zu fühlen.

Glenda stieg die Röte ins Gesicht. Der andere merkte etwas und fragte:

»Was ist mit Ihnen, Glenda?«

»Nichts, gar nichts.«

»Dann können wir gehen.«

»Gern.«

Glenda warf noch einen letzten Blick auf den Sarg, und etwas Unsichtbares schnürte ihre Kehle zu. Aber Eric Turner hatte recht. Niemand erweckte die Tote mehr zum Leben. Sie war umgekommen, und dabei blieb es nun.

Draußen atmete Glenda tief durch. Von dem Feger sah sie nichts mehr. Nahe des Haupteingangs der Leichenhalle formierte sich eine Trauergemeinde zu einem Beerdigungszug.

»Mein Wagen steht auf dem Parkplatz«, erklärte Eric Turner.

»Wie sind Sie hergekommen?«

»Auch mit dem eigenen Auto.«

»Wollen Sie mit mir...«

»Nein, nein, ich nehme meinen Wagen. Wir können ja hintereinander herfahren.«

»Einverstanden« Eric nickte Glenda zu und schritt einem flaschengrünen Porsche entgegen, dessen Fahrertür er aufschloss und sofort einstieg. Auch Glenda hatte sich hinter das Lenkrad ihres Kleinwagens geklemmt. Der Porsche passte zu dem Typ, und sie fuhr noch hinter ihm her, was sie überhaupt nicht verstand.

Der Mann fuhr einen Halbkreis, passierte Glenda und winkte ihr kurz zu. Er fuhr sehr langsam, so dass Glenda ihn auch nicht aus den Augen verlor und immer dranbleiben konnte.

Im Londoner Westend hatte Helen gewohnt. Dorthin ging auch die Fahrt. Der große Ortsteil Kensington gehörte dazu. Ein Künstlerviertel mit zahlreichen Kneipen, Discos, Theatern. Aber nicht so auf reinen Nepp eingestellt wie Soho.

Auf der breiten Cromwell Road dachte Glenda an John Sinclair. Himmel, was er wohl dazu sagen würde, dass sie sich einem

wildfremden Menschen anschloss.

Unglaublich. Auch sie empfand das so, aber sie wusste selbst nicht, was in sie gefahren war. Seit sie den Mann gesehen hatte, war alles anders geworden, und sie hatte wirklich noch nie in ihrem Leben bei einem Menschen eine solche Ausstrahlung erlebt.

Ihre Pläne für den Rest des Tages hatte Glenda völlig umgeworfen. Sie hatte nach Hause fahren und bügeln wollen, dann war dieser Mann gekommen, und nun fuhr sie bereits auf die Warwick Road zu, die den Stadtteil West Kensington an seiner Ostseite begrenzte. Bis dorthin fuhren sie jedoch nicht durch, sondern landeten in einer der zahlreichen Nebenstraßen die samt und sonders zur Kensington High Street führten, eine der großen Einkaufsstraßen.

Bunte Häuser begrenzten die Fahrbahn zu beiden Seiten. Als der rechte Blinker des Porsche aufglühte, wunderte sich Glenda, denn sie sah keine Straße, in die man einbiegen konnte. Das wollte der andere auch nicht. Er lenkte den Flitzer auf eine Einfahrt zu, die in einen Hinterhof mündete.

Einen Moment lang zögerte Glenda. Sie wollte einfach weiter geradeaus fahren, überlegte es sich dann und kam sich zudem wie unter Zwang stehend vor, als sie ebenfalls den Blinker ihres Wagens betätigte und dem Porsche auf den Fersen blieb.

Es war zwar eine düstere Einfahrt, dahinter jedoch lag ein kleines Lokal im Freien. Gartenlokal konnte man auch sagen, denn auf einem kleinen Stück Rasen standen Tische und Stühle. Die meisten waren besetzt. Glenda wunderte sich, dass sie hier einen Parkplatz fanden, denn der Mann lenkte seinen Wagen in eine auf den Boden gezeichnete Parktasche hinein, die mit ihrer Frontseite an der Wand abschloss. Die Abstellfläche war so groß, dass Glendas Wagen auch noch draufpasste. Fast zugleich stiegen sie aus, und Glenda sah den Namen Turner an die Mauer gepinselt. »Ich habe sie gemietet«, erklärte der Mann und lächelte breit.

»Wohnen Sie denn hier?«

»In der Nähe.«

Glenda erwiderte darauf nichts. Sie befand sich fast in einem Zustand, wo sie eigentlich alles hinnahm. Eric Turner führte sie auf einen noch freien Tisch zu. Die Stühle waren farbig lackiert und standen bunt zusammengewürfelt.

»Wo möchten Sie sitzen, Glenda?«

»Das ist mir egal.«

»Bitte dort.« Turner rückte Glenda einen Stuhl zurecht. Sie nahm dankend Platz und schaute sich um. Künstlervolk umgab sie. Typisch Kensington. Die meist jungen Leute genossen die Strahlen der Sonne, die auch in diesen breiten Hinterhof fielen. Er war von Hauswänden umrahmt, aber diese Wände zeigten nicht das Grau vieler Häuserrückseiten, sondern waren bunt bemalt worden. Manche sogar mit Motiven. Ein riesiges Krokodil, Blumen, Palmen oder große, nackte Körper. Alles war vertreten.

Zum Lokal hin führte eine schmale Tür. Aus ihr trat ein Kellner.

»Was möchten Sie denn trinken?« fragte Eric Turner.

»Einen Kaffee.«

»Gut.« Der Mann bestellte zwei Kaffee. Als er Glenda anschließend eine Zigarette anbot, lehnte sie ab. Sie fühlte sich unter Turners forschenden Blicken seltsam erregt und unwohl zugleich. In ihrem Innern tobte ein Widerstreit der Gefühle, und das schien der andere genau zu bemerken, jedenfalls interpretierte Glenda dies aus seinem Lächeln.

Um sich selbst abzulenken, kam sie auf die Tote zu sprechen. »Wie war denn Ihr Verhältnis zu Helen?«

Turner hob die Schultern. »Verhältnis kann man da wohl nicht zu sagen. Jedenfalls haben wir uns nicht allzu oft gesehen. Ich bin auch viel auf Reisen als Exportkaufmann. Und was machen Sie beruflich, Glenda?«

Ihr wollte schon der Name Scotland Yard über die Lippen fließen, als sie ihn verschluckte. Statt dessen erwiderte sie: »Ich arbeite als Sekretärin.«

»Das kann interessant, aber auch langweilig sein, wenn Sie verstehen was ich meine.«

»So ungefähr. Ich bin jedoch zufrieden. Und Helen war Künstlerin?« brachte Glenda das Gespräch schnell auf ein anderes Thema.

»Was man so Künstlerin nennt...«

»Dann ging es ihr nicht gut?«

»Glaube ich nicht.«

»Konnte sie von ihrem Job leben?«

»Mehr schlecht als recht. Sie wissen ja, Glenda, wie das bei Künstlern so ist. Manche brauchen auch nicht viel. Wir können den Kaffee hier bezahlen, meine Cousine musste oftmals sehr rechnen, ob sie sich eine Tasse erlauben konnte.«

»Haben Sie Helen nicht unterstützt?«

Eric Turner lächelte schmal. »Sie wollte einfach nichts annehmen. Jetzt ist es zu spät.«

Glenda lehnte sich zurück. »Wie kann ein Mensch nur so verbrennen?« flüsterte sie. »Das verstehe ich nicht.«

Da der Kaffee gebracht wurde, dauerte es, bis Turner eine Antwort gab.

»Ich weiß es auch nicht. Sie hat über ihre Sorgen nie mit mir gesprochen.«

»Hatte sie denn Freunde?«

»Das bestimmt.«

»Und kannten Sie die Leute?«

»Nein, nicht einmal die Namen, geschweige denn Personen. Helen hat sehr für sich gelebt. Ich übrigens auch. In diesen Künstlerkreisen ist jemand wie ich ein Fremder.«

»Dennoch wohnen Sie hier in Kensington.«

Der Mann nahm einen Schluck Kaffee. »Ich weiß, es ist paradox«

Auch Glenda trank. Als sie die Tasse absetzte und darauf eine Lippenstiftspur hinterlassen hatte, sagte sie: »Ich hätte mich gern mit einigen Freunden von Helen unterhalten. Es muss doch ein Motiv für die Tat zu finden sein.«

»Jetzt reden Sie wie eine Polizistin.«

»Das bin ich nicht. Mich interessiert es einfach. Nennen Sie es Neugierde.«

Eric Turner straffte seine Schultern. Er hatte einen muskulösen Körper, das blaugraue Hemd spannte sich an seinen Schultern. Die leichte Jacke hatte er locker übergehängt.

Auch Glenda war sommerlich gekleidet. Sie trug ein violettes Kleid, das die Schultern freiließ. Zwei handgelenkbreite Träger hielten das auf Figur geschnittene Kleidungsstück, dessen Rock unterhalb der Taille glockenförmig schwang, wenn sie ging.

Die leichte, bunte Strickjacke zeigte als Grundton die gleiche Farbe wie das Kleid. An einigen Stellen waren helle, gelbe Tupfen auf die Jacke gestickt worden.

Glenda sah wieder den Blick des Mannes auf sich gerichtet. Turner krauste ein wenig die Stirn, bevor er den Mund öffnete und die nächsten Worte sprach. »Was interessiert Sie das Vergangene, Glenda, wir sollten lieber an uns denken.«

Ihre Augen wurden groß. »Wie meinen Sie das?« fragte sie überrascht.

»Nun, genießen wir doch das Zusammensein. Die Ruhe hier, die Sonne, die Wärme. Der Tod ist kalt, grausam und endgültig. Ich votiere mehr für das Leben!«

Glenda Perkins hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge liegen. Sie rutschte ihr aber nicht hervor, weil sie es einfach nicht fertig brachte. Sie brauchte nur in die Augen des Mannes zu sehen, und ihr

Widerstand schmolz dahin.

Eric Turner besaß seltsame Augen. Die Pupillen leuchteten in einem tiefen Grün. So etwas hatte Glenda bei einem Mann noch nicht gesehen, nicht einmal bei einem rothaarigen.

Was war dieser Turner nur für ein Mensch? Glenda wurde aus ihrem neuen Bekannten nicht schlau. Sie gab jedoch zu, dass sein Lächeln sie anmachte. Sie konnte ihm einfach nicht widerstehen, und ihre Gefühle wurden in eine völlig andere Richtung gedrängt. Zudem fragte er: »Habe ich denn nicht recht, meine Liebe?«

»Wenn Sie es so sehen, sicher.«

»So und nicht anders muss man es sehen«, erklärte Eric Turner. »Da gibt es keine andere Möglichkeit. Falls Sie eine andere Einstellung besitzen, müssen Sie diese revidieren.«

Um die Verlegenheit zu überbrücken, griff Glenda zur Tasse und trank den Rest aus. Gezahlt hatte Turner schon, und sie wollte eigentlich gehen. Ein Schatten fiel über ihren Tisch, und einen Augenblick später lag die Hand des Mannes auf ihrer Schulter.

Turner war aufgestanden. Jetzt stand er neben ihr, blickte auf sie hinab und sagte: »Kommen Sie, Glenda, ich weiß was Besseres.«

Die Frau drehte den Kopf. Sie schaute auf die Hand und sah auch das Gelenk. Kräftig und gebräunt drang es aus dem Ärmel hervor. Der Druck der Finger war zwar nur leicht, dennoch zwingend, und Glenda spürte, dass ihr anfänglicher Widerstand dahinschmolz.

Sie fragte: »Was wissen Sie denn Besseres?«

Turner beugte seinen Kopf nach unten. »Wollen Sie sich überraschen lassen?«

Nein! Das dachte sie nur. Sie bekam das Wort einfach nicht über die Lippen und nickte statt dessen. Wie im Traum kam ihr die Szene vor, als sie sich erhob und zusah, wie der Mann lächelnd ihren Arm nahm, als würde sie schon immer zu ihm gehören. Turners Kopf war zur Seite gelegt. Er lächelte sie an. Glenda glaubte, das Glück aller

Welt darin zu lesen.

Dieser Mann gab ihr eine gewisse Art von Geborgenheit. Sein Erscheinen glich einem Blitzstrahl, der sie getroffen hatte, und Glenda sträubte sich auch nicht mehr, als sie von ihm weitergeführt wurde. Ihr Ziel war der Hintereingang eines Hauses. Das Gebäude besaß vier Stockwerke. Die Fassade leuchtete in einem hellen Grün, und Glenda wunderte sich über den breiten Flur, der beide aufnahm. Überhaupt war das Haus von der Inneneinrichtung her sehr vornehm. Kacheln an den Wänden, ein teurer Steinfußboden und ein alter offener Gitterfahrstuhl, wie man ihn zumeist in den französischen Großstadthäusern sieht.

Eric Turner zog die Tür auf. Sie schabte dabei ein wenig über den Boden. Ein letztes Mal setzte Glenda ihm Widerstand entgegen. »Wohin fahren wir?« fragte sie.

»Zu mir.«

Glenda stieg schweigend ein...

Eine Teufelsstatue!

Damit hätte ich nicht gerechnet. Sehr deutlich hob sie sich von dem weißen Samt ab, und sie besaß eine blutrote Farbe, mit hellen, flammenartigen gelben Einschüssen darin, so dass sie mir vorkam wie ein erstarrtes Feuer.

So etwas hatte ich noch nie gesehen und auch nicht erwartet. Für mich war diese Bea zunächst eine harmlose Spinnerin gewesen. Wie sehr man sich doch irren konnte. Bea hatte nur ihre Rolle gespielt, und zwar so gut, dass sie auch mich reinlegte.

Wie auch jetzt. Ich hörte sie viel zu spät, wollte herumfahren, als sich bereits Raubtierkrallen in meinen Nacken schlugen, am Hemdkragen zerrten und mich nach hinten schleuderten.

Es waren keine Raubtierkrallen, sondern die Finger des Rauschgoldengels. Ich wurde zu Boden geschleudert, kam mit dem

Rücken auf und stieß mir auch noch den Hinterkopf, wobei der Teppich diesem Stoß die größte Wucht nahm.

Ich hörte zwar ihr wütendes Fauchen, unterschätzte sie aber noch immer. Erst als sie in den Sarg griff und mit der Statue in der Hand wieder hochschnellte, da wusste ich, was mir blühte. Sie wollte mich erschlagen.

Schon hämmerte sie zu. Ich hörte das Pfeifen, als die Statue sich auf dem Weg nach unten befand, und rollte mich gedankenschnell herum. Zweimal hatte mich Bea erwischt, ein drittes Mal schaffte sie es nicht mehr. Die Statue hämmerte dumpf neben mir auf den Teppich, und der Rückstoß hätte sie dem Mädchen fast noch aus der Hand geprellt.

»Bastard!« brüllte sie. »Verfluchter Bastard!« Sie stürzte wieder auf mich zu, verwandelte sich dabei in eine Furie, und wenn mich ein Hieb mit der Statue getroffen hätte, ich wäre zumindest sehr schwer angekratzt gewesen.

Meine Beinschere kam überraschend. Plötzlich steckten ihre Waden fest. Ich zog daran, sie konnte sich nicht mehr halten, verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten. Die Statue hielt sie dabei fest, als wäre es der letzte Rettungsanker.

Ich sah, wie sie aufprallte. Ihr Kopf wurde noch einmal in die Höhe geschleudert, das Gesicht zog sich zu einer Grimasse in die Breite, dann kam ich über sie und wand ihr die Statue aus der Hand. Sie gab trotzdem nicht auf. Mit dem Knie wollte sie mich treffen, fauchte und keuchte, schrie dabei manchmal wie eine Katze auf, aber ich ließ nicht locker. Es gelang mir sogar, mit einer Hand die leichten Handschellen aus Kunststoff zu lösen, die wir neuerdings immer trugen. Blitzschnell klemmte ich ihr diese Acht um die Gelenke, und sofort brach ihr Widerstand zusammen.

Steif blieb sie liegen. Das Gesicht vereiste. Nichts rührte sich mehr unter der Haut.

Ich stand auf, nahm die Statue an mich und ließ mich auf einem Stuhl nieder, den ich herangezogen hatte. Dann schüttelte ich den Kopf. »Das hätte nicht zu sein brauchen, Mädchen...«

»Scheißbulle...«

»Lass doch die Beschimpfungen. Es hat keinen Sinn, sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Du hast verloren und musst dich damit abfinden. Es kommt nur darauf an, ob du bereit bist, das Beste aus deiner Lage zu machen.«

»Du willst mich ausfragen, wie?« keifte sie.

»Unter anderem.«

Es klopfte. Auf meinen Ruf hin steckte einer der Beamten seinen Kopf durch den Spalt. »Ist alles in Ordnung, Sir? Ich hatte Geräusche vernommen und...«

»Ja, ja, es ist alles klar. Sie können wieder gehen.«

»Gut, Sir.«

Er schüttelte noch den Kopf, als er auf das gefesselte Mädchen schaute.

»Glitz nicht so, Bulle!« fuhr Bea den Beamten an, der hastig die Tür schloss.

Ich hatte schon längst gemerkt, dass Bea mir nur etwas vorgespielt hatte. Sie zeigte nun ihr wahres Gesicht. Eine regelrechte Fratze aus Gewalt und Hass. War sie noch ein normaler Mensch, oder stand sie unter einem fremden Einfluss?

Sie lag auf dem Rücken. Ihre Arme hatte sie hochgestreckt und präsentierte mir ihre gefesselten Hände. Schräg hielt sie mir diese entgegen, als wollte sie mich um etwas anflehen. Durch die Lücke zwischen den beiden Armen schaute ich in ihr Gesicht. Es war rot aufgelaufen. Der Puder schmierte durch den Schweiß, und auch die kleinen Goldpunkte rutschten, so dass mir die Züge vorkamen wie die lächerliche Maske eines Clowns.

Ich hütete mich, auch nur leicht zu grinsen. Dazu bestand keine

Veranlassung, denn dieses Girl war gefährlich.

Ich hatte schon genügend Menschen kennen gelernt, die unter dem Einfluss des Satans standen. Bei ihnen änderte sich alles. Ihre gesamte Persönlichkeit wurde auf den Kopf gestellt. Sie taten immer nur das, was der Teufel wollte.

So auch Bea.

Zunächst ließ ich sie toben und schimpfen. Irgendwann erreichte sie den Punkt, wo das auch aufhörte. Dann würde ich ihr die Fragen stellen. Während sie so vor mir lag und sich manchmal von der rechten auf die linke Seite wälzte, schaute ich mir die Statue an. Sie war etwa so groß wie mein Unterarm. Dazu ziemlich schwer, und es konnte sein, dass sie sogar aus Gold bestand, aber das musste erst untersucht werden. Flammenzungen waren eingeschlossen. Lange Feuerpfeile, die unten begannen und sich bis zu den Schultern hochschoben, wo sie allmählich ausliefen.

Durch Flammen war auch Rita umgekommen. Für mich bestand zwischen ihrem Tod und den in der Statue eingeschlossenen Flammen eine Verbindung. Daran gab es nichts zu rütteln.

Blitzschnell schoss ich die erste Frage ab. »Was bedeuten die Flammeneinschlüsse in der Figur?«

Die Überraschung gelang, denn ich bekam eine Antwort. »Höllenfeuer!« kreischte Bea. »Sie bedeuten Höllenfeuer...«

Fast verschluckte sie sich, dann sprach sie laut weiter. »Sie sind eingeschlossen, sie werden reinigen. Es ist das Feuer, das alles reinigt. Auch uns. Unsere Seelen gehören...«

Da sich Bea verschluckte, erstickte ein Hustenanfall ihre nächsten Worte.

Ich hatte genug gehört. Bea und wahrscheinlich auch Rita huldigten nicht nur dem Teufel, sondern auch dem Feuer, das ja bekanntlich in der Hölle brennt. Oder brennen soll.

Die Frauen glaubten daran, und sie waren auch von dem Feuer in

den Bann gezogen worden.

Allmählich kam sie zur Ruhe. Bea hustete noch einige Male, schließlich blieb sie still liegen. Ich beugte mich vor und bekam mit, dass ihre gefesselten Arme nach unten sanken. Auf der Brust blieben sie liegen. Bea atmete durch den offenen Mund, und ich schoss meine nächste Frage ab.

»Woher hast du die Statue?«

Sie lachte schrill. »Du wirst es nicht herausfinden! Du nicht, verfluchter Bulle!«

»Wer gab sie dir? Der Teufel?«

»Vielleicht, vielleicht!« kreischte sie. »So etwas kann ja nur der Teufel geben.«

»Oder seine Helfer! Kennst du Wikka?«

Als sie zusammenzuckte, wusste ich genau, dass ich mit den letzten Worten haarscharf ins Schwarze getroffen hatte. Sie richtete sich für einen Moment auf, starrte mich mit einem wilden Blick an und ließ sich zurückfallen.

»Also steckt Wikka mit dahinter«, formulierte ich den nächsten Satz. »Ich hätte es mir auch denken können.«

»Nichts kannst du dir denken, Bastard, gar nichts! Verschwinde jetzt, hau ab und...«

»Ich werde nichts von dem tun«, unterbrach ich sie, »sondern etwas anderes.«

Sie ging nicht auf meine Worte ein, sondern schielte mich von der Seite her an. Dabei winkelte ich meinen Arm an und drehte den obersten Knopf auf. Unter meinem Hemd zog ich das Kreuz hervor. Ein Dämon fürchtet sich nicht nur davor, er würde auch getötet. Bea traf der Anblick ebenfalls wie ein Schlag. Sie rollte zurück, schloss ihre Augen und schrie: »Weg damit! Nimm es weg, zum Teufel! Nimm das verfluchte Kreuz weg...«

Ich dachte gar nicht daran und erwiderte eiskalt. »Sieh her, Bea,

was ich mit dem Kreuz alles mache!«

»Nein, nein, nein!«

Klar, sie wollte nicht zuschauen, aber ich musste sie dazu zwingen. Sie sollte erleben, wie es ist, wenn Gut und Böse aufeinandertreffen. Wenn sie sah, dass die Macht des Teufels schwand, würde sie dies vielleicht heilen.

Krampfhaft hielt sie die Augen geschlossen. Sie konnte einfach nicht sehen, wie ich das Kreuz nahe an die Teufelsfigur heranbrachte. Dabei erklärte ich ihr, was ich tat.

Ihr Schreien wurde zu einem Weinen »Nein!« schluchzte sie verzweifelt. »Lass das Kreuz weg. Um Himmels willen. Nicht doch. Ich... ich kann nicht mehr...«

Die Worte störten mich nicht, obwohl sie so eindringlich gesprochen wurden. Ich hatte vorerst nur einen Blick für die Teufelsstatue und schaute in das starre, dreieckige goldene Gesicht mit den Zügen des Satans.

Da passierte es. Je mehr ich das Kreuz in die Nähe des Gesichts brachte, um so stärker wurde seine Magie. Es kam zu einer Reaktion, denn das Gesicht blieb nicht mehr starr. Es bewegte sich. Plötzlich verzog sich der Mund. Er wurde zu einem breiten Strich, und auch die in der Figur eingeschlossenen Flammen begannen zu tanzen. Nach rechts und links zuckten sie, erfüllten die gesamte Figur, ich spürte eine gewisse Wärme, und im nächsten Augenblick bekamen die Figur und das Kreuz miteinander Kontakt.

Was dann geschah, werde ich nie in meinem Leben vergessen...

Glenda Perkins stand auf der Schwelle und staunte. So etwas hätte sie in diesem Haus nicht erwartet. Nein, nicht solch eine grandiose Wohnung mit entsprechender Einrichtung.

»Gehen Sie doch weiter, Glenda!« hörte sie hinter sich die Stimme des Mannes und das leise Schnappen des Türschlosses. »Die

Wohnung gehört Ihnen. Fühlen Sie sich wohl.«

Glenda schritt vor. Es war nicht weit bis zu der dreistufigen Treppe, die in den Wohnraum führte, denn dieser war auf zwei Ebenen angelegt worden. Im unteren Teil befanden sich die Sitzecke, die große TV-und Stereo-Anlage sowie diverse Kissen, die in ihrer voluminösen Fülle auf dem Boden verteilt lagen. Auf einem Schiefergrund, der sicherlich unter seinem Grau Heizschlangen verbar.

Die Fenster waren relativ klein, aber das spielte keine Rolle. Licht fiel trotzdem genügend in den Raum. Zahlreiche Bilder hingen an den Wänden. Sie zeigten zumeist einen Stich ins Rötliche, wobei manche Figuren wie Flammenzungen wirkten.

Gegenüber führte eine Treppe zu einer Essecke hoch, wo ein runder Biedermeiertisch stand. Als Dekoration dienten Blumen. Mit ihren Blüten schauten sie aus einer Vase hervor, die ebenfalls in die Biedermeierzeit passte.

Glenda war von der Einrichtung angetan. Dies wäre wohl jeder Frau so ergangen, und sie sah, dass von der Essecke zwei weitere Türen abzweigten. Wahrscheinlich in die Schlaf-und Baderäume.

»Warum gehen Sie nicht weiter, Glenda?« Sie hörte die wohlklingende Stimme des Mannes dicht an ihrem rechten Ohr.

»Entschuldigen Sie, dass Sie mich zum zweitenmal auffordern mussten, aber ich habe diese Wohnung in solch einem Haus nicht erwartet. Das ist meine ehrliche Meinung.«

»Verständlich, meine Liebe. Aber oft verbergen sich hinter glatten Fassaden ganz andere Dinge, als man ursprünglich angenommen hat.«

Diese Antwort konnte man durchaus zweideutig auffassen, und Glenda drehte auch schnell den Kopf, doch sie schaute nur in das lächelnde Gesicht des Mannes und in seine Augen, deren Blick sie bannte. Abermals fühlte Glenda den Schwindel. Hinzu kam ein

leichter Druck im Rücken, der ihr klarmachte, dass sie sich nach vorne bewegen sollte. Diesmal zögerte sie auch nicht und schritt die drei Stufen der kleinen Treppe hinab.

Der Mann folgte Glenda, ohne seine Hand von ihrem Rücken zu nehmen. »Wo möchten Sie sitzen?«

Glenda lachte. »Das ist mir egal.«

»Die Kissen sind sehr bequem.«

»Okay, dann nehme ich dort Platz.« Ein paar Schritte glitt Glenda zur Seite. Sie registrierte kaum, dass ihr Eric Turner die leichte Jacke von der Schulter nahm, dann hatte sie ein hellblaues voluminöses Kissen erreicht, das fast die Höhe eines Sessels besaß. Glenda ließ sich hineinfallen und sackte sehr tief ab, so dass sie sich zwangsläufig nach hinten lehnen musste.

»Ich kann Ihnen einen Spezialdrink servieren«, bot ihr Eric an.

»Gern.« Glenda wunderte sich selbst über die Antwort. Überhaupt wunderte sie sich. Da hatte sie eine Tote besuchen wollen und war in der Wohnung eines fremden Mannes gelandet. Sekundenlang dachte sie daran, dass man sie im Yard vermisste, denn sie hatte sich nur für zwei Stunden abgemeldet. Nun hockte sie hier.

Leise Musik erklang. Die Töne schwebten überall im Raum. Dabei waren die Lautsprecher so aufgestellt, dass Glenda sie nicht sehen konnte. Diese Art von Musik heizte viele Besucher an, so sanft und sacht waren die Klänge, die einschmeichelnd durch das große Zimmer schlangen und auch Glenda einlullten.

Es war ein Klavierspiel, und nur einer schaffte es wohl, seine Finger so leicht über die Tasten gleiten zu lassen und aus schwülstigen Melodien alles herauszuholen. Richard Clayderman, der Virtuose mit den sanften Händen.

Die Melodien streichelten ihr Gehör. Glenda schloss ein wenig die Augen und gab sich dem Zauber der Musik hin. Fast schon empfand sie die Gegenwart des Mannes als störend, der neben sie getreten

war und zwei Gläser in der Hand hielt, wobei er ihr eines reichte. In beiden Gläsern schwappte eine gelblich schimmernde Flüssigkeit, und ein leichter Anisgeruch drang über den offenen Rand.

Glenda nahm ein Glas entgegen. »Was ist das?« fragte sie.

»Lass dich überraschen.« Es machte ihr nichts aus, dass der Mann sie duzte, so hob sie ihr Glas, wobei die Lippen ein lautloses »Cheerio« formten und dann den Glasrand berührten. Glenda und Eric Turner tranken zur selben Zeit.

»Wie schmeckt dir der Drink?« fragte Eric.

»Gut.«

»Meine Spezialmischung.« Er blieb stehen und drehte das Glas in den Händen.

Glenda wunderte sich. »Willst du dich nicht setzen?« Auch sie duzte den Mann jetzt und hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei bekommen.

»Ich kann es nicht.«

»Wieso das?«

Eric Turner hob die Schultern. »Es ist ganz einfach zu erklären. Die Musik bringt mein Blut in Wallung. Da kann ich alles, nur nicht ruhig sitzen. Du verstehst?«

»Sicher.« Glendas Blick wurde ein wenig verhangen. Sie wusste genau, was der Mann wollte. Und sie wollte es auch! Das war ihr klargeworden. Sie konnte sich diesem fremden Bann einfach nicht entziehen. Hals über Kopf hatte sie sich in Eric Turner verliebt, wobei sie sich selbst eingestand, Wachs in den Händen dieses Mannes zu sein. Als er sein Glas zur Seite stellte und seinen Arm ausstreckte, wusste Glenda sofort, was es zu bedeuten hatte, und sie ergriff die Hand des fremden, ihr dennoch vertraut gewordenen Mannes.

Eine verrückte Situation. Sie kam sich vor wie in einer Schmierenkomödie, in deren Titel auch das Wort Liebe vorkam.

Aber sie wehrte sich nicht.

Hinter den Kissen gab es eine freie Fläche, wo auch getanzt werden konnte. Eric führte Glenda dorthin, und sie hatte auch nichts dagegen, als er seinen Arm um sie legte und Tanzhaltung einnahm. Nach den Klängen des Schlagers »Adieu Adeline« begannen sie zu tanzen. Glenda fühlte sich in den Armen des Mannes geborgen. Dass er sie umfassen hielt, kam ihr vor wie ein sicherer Schutz, und sie legte den Kopf zurück, schloss die Augen zur Hälfte, spürte den Körper des anderen dicht an dem ihren und gab sich völlig den Klängen des Klavierspiels hin. Es waren so einschmeichelnde Melodien, dass sie alles andere vergaß. An eine Gefahr dachte sie nicht.

Nur einmal noch an John Sinclair. Wenn er sie jetzt so sehen könnte, er wäre sicherlich eifersüchtig geworden. Fast hätte sie noch gelacht, unterdrückte aber das Gefühl und spürte die Finger des Mannes auf ihrem Körper. Sie hatte nichts dagegen, dass diese auf Wanderschaft gingen und sehr sanft den Rücken streichelten.

Ein Schauer durchrieselte Glenda. Sie drückte sich noch enger an Turner heran. Er sollte ihre Formen spüren, denn sie machte ihm durch diese Geste klar, dass sie nicht mehr gewillt war, noch länger zu warten, denn es brannte bereits in ihr.

Die Hand wanderte wieder höher. Das Kleid besaß zwei dünne Träger, auf dem Rücken einen Reißverschluss. Ihm näherte sich die Hand. Glenda spürte den Ruck kaum, als sich der Verschluss löste und nach unten gezogen wurde. Er endete erst dicht vor ihrem letzten Wirbel, und das Kleid klaffte in zwei Hälften auseinander.

Es machte Glenda nichts aus, die Hand war da und streichelte über die nackte Haut.

Glenda Perkins trug einen dünnen, in der Farbe genau zum Kleid passenden BH, dessen Verschluss ein Könnner mit einem Fingerschnippen öffnen konnte. Sicher zählte dieser Eric Turner zu den Könnern. Eine Gänsehaut rann über Glendas Rücken und

zeichnete ein Muster auf die nackte Haut, als sich die Finger des Mannes dem Verschluss näherten.

In wenigen Sekunden würde das duftige Dessous fallen, und Glenda hielt die Augen fest geschlossen, um sich nur auf diesen Augenblick zu konzentrieren.

Es kam anders.

Plötzlich berührten sie nicht mehr die Finger, sondern kleine spitze Gegenstände, die in das Fleisch ihres Rückens stachen. Von einer Sekunde zur anderen war der Zauber verflogen. Kurz darauf stieß Eric Glenda so hart gegen die Schulter, dass sie einige Schritte zurücktaumelte und sich nur mit Mühe fangen konnte. Ein böses, grausames Lachen schallte ihr entgegen.

Das war es nicht einmal, was sie so sehr erschreckte. Vielmehr starrte sie auf die rechte Hand des Mannes, die zu einer Reptilienklaue geworden war, und aus ihr schaute lang, schmal und spitz ein Dolch hervor...

Ich hörte das Zischen, die Figur wurde glühend heiß, und im nächsten Augenblick schossen Flammen in die Höhe.

Nicht aus der Statue, sondern - ich konnte es kaum fassen - aus dem Körper des Mädchens! Höllenfeuer!

Ich war für eine Sekunde wie vor den Kopf geschlagen. In dieser kurzen Zeitspanne jagten zahlreiche Gedanken durch meinen Kopf, und ich wusste nun, weshalb sie mich angefleht hatte, die Statue nicht mit dem Kreuz zu attackieren. Sie und die Figur bildeten eine Gemeinschaft!

Auszuschließen war es jedenfalls nicht, denn der Satan griff zu immer neuen Gemeinheiten, um sich die Menschen zu holen. Das alles war mir innerhalb dieses Augenblicks klargeworden. Und auch, dass ich etwas unternehmen musste. So schleuderte ich die Statue zur Seite. Nur weg mit diesem elenden Ding. Gegen die Wand krachte

sie. Was mit ihr weiter geschah, konnte ich nicht sehen, da ich keine Zeit mehr hatte, mich um sie zu kümmern. Das Mädchen war wichtiger. Bea wand sich auf dem Boden. Sie schlug mit den gefesselten Händen um sich und drosch sie auch auf ihren Körper, während kleine spitze Schreie aus ihrem Mund gellten und sie durch die Schläge vergeblich versuchte, die Flammen zu ersticken.

Das wollte ich. Die halb verbrannte Jacke hatte ich mit hochgenommen und sie im Zimmer zur Seite gelegt. Jetzt riss ich sie wieder an mich und schlug mit der Jacke auf den Körper des Mädchens. Ich wollte die Flammen auf diese Art und Weise löschen, denn ich selbst machte mir Vorwürfe, dass es soweit gekommen war.

Bea wimmerte. Sie musste Schreckliches durchmachen, als Lohn für einen Pakt mit dem Teufel, und ich tat alles, um ihr zu helfen. Es war nicht genug.

Kaum hatte ich einige kleine Flämmchen durch den Druck der Jacke zurückgedrängt, da flackerten sie an anderer Stelle schon wieder hoch, als hätte sie sich innerhalb der Kleidung einen neuen Weg gesucht. So war Bea nicht zu retten.

Ich musste es anders versuchen. Es barg zwar auch ein großes Risiko, andererseits hätte ich Bea auch nicht retten können. Diesmal nahm ich das Kreuz, bekam ihre gefesselten Hände zu fassen und drückte ihr den geweihten Gegenstand zwischen die Finger. Damit sie es nicht losließ, presste ich ihre Hände zusammen.

Für einen Moment versteifte sie. Ihr Gesicht schien schwarz zu werden und auch einen anderen Ausdruck anzunehmen, wobei ich glaubte, dass sich die Fratze des Teufels für einen winzigen Augenblick über ihre Züge schob, dann war dieser Eindruck verschwunden. Bea stieß noch einen hohen, sirenenartig klingenden Schrei aus, bevor sie zusammensackte und auf dem Rücken steif wie eine Plastikpuppe liegen blieb. Die Flammen waren erloschen!

Lebte Bea? Ich hatte keine Ahnung. Die Flammen jedenfalls sah ich

nicht mehr. Das Kreuz ließ ich in ihren Händen, als meine Hände dort tasteten, wo der Herzschlag zu spüren war.

Ja, ich fühlte ihn - sie lebte also.

Ein Stein polterte mir von der Seele. Diesem Mädchen hatte ich den Satan austreiben können. Als ich aufstand, war ich schweißgebadet. Mein Atem ging schwer. Mit zwei Schriften war ich an der Tür, riss sie auf und sah die uniformierten Kollegen noch im Gang stehen. Sie schauten mich erschreckt an, denn sicherlich hatten auch sie die Schreie vernommen und sich ihre Gedanken gemacht.

Mir war es egal, was sie dachten. Ich wollte, dass Bea so schnell wie möglich in ein Krankenhaus geschafft wurde, denn sie musste Verbrennungen haben.

»Einen Krankenwagen!« brüllte ich den Kollegen zu, »so schnell wie möglich.«

Einer rannte weg, und ich ging wieder zurück in das Zimmer. Das Stöhnen des Mädchens empfing mich. Bea musste starke Schmerzen verspüren. Sie lag auch nicht ruhig, sondern warf sich von einer Seite auf die andere, während sie mit den gefesselten Händen um sich schlug.

»Es wird gleich alles besser«, versprach ich ihr, und unsere Blicke trafen sich. Sie reagierte überhaupt nicht. Schimpfte mich auch nicht aus, sondern blieb unruhig liegen. Ich hob ihr Kleid ein wenig an, um nachzusehen, welche Verletzungen sie abbekommen hatte. Gut sah es nicht aus. Ihre Beine zeigten Verbrennungen, und ich konnte mir vorstellen, dass es an den übrigen Stellen ihres Körpers nicht anders war. Sie musste so rasch wie möglich in ärztliche Behandlung, denn ich konnte nicht mehr viel für sie tun.

Aber da existierte noch die Statue, die ich in meiner Wut weggeschleudert hatte. Und sie wollte ich mir genauer anschauen. Ich ging hin und hob sie auf.

Sie sah seltsam aus. Das Teufelsgesicht war nicht mehr zu sehen.

Es hatte sich zu einem Klumpen verformt. Auch die satanischen Züge in dem Gesicht sah ich nicht mehr. Und die goldene Farbe war verschwunden. Ich hielt keinen kostbaren Gegenstand mehr in der Hand, sondern einen widerlichen, zähen und klebrigen schwarzen Klumpen, dessen böse Magie genommen worden war. Dafür hatten meine Waffen gesorgt.

Natürlich schossen mir zahlreiche Gedanken und Vermutungen durch den Kopf. Den Beweis hatte ich bekommen. Bea steckte mit dem Bösen, dem Teufel, unter einer Decke. Und nicht nur sie hatte mit der Hölle paktiert, auch ihre Freundin Rita war diesen Weg gegangen. Wer noch alles?

Ich dachte daran, dass dieses Haus hier von zahlreichen Mietern bewohnt war. Wahrscheinlich Künstlern. Möglicherweise hatten sie sich zusammengeschlossen, vielleicht sogar zu einem Satanskult, und nur eine wollte ausbrechen. Rita hatte es mit dem Tod bezahlt. Denn was der Satan einmal in seiner Gewalt hatte, gab er nicht wieder her. Bea hatte sich inzwischen ein wenig beruhigt. Sie krümmte sich, ihr Gesicht war verzerrt, jetzt tobten die Schmerzen, und ich öffnete die schmale Balkontür, um zu schauen, ob der Krankenwagen nicht endlich eintraf.

Die Sirene hörte ich schon. Das schrille Wimmern jagte mir immer einen Schauer über den Rücken. Natürlich war das Geräusch auch von den anderen Leuten gehört worden. Irgendwie spürten sie, dass es einen weiteren Vorfall in diesem Haus gegeben hatte, denn die rotteten sich unten auf der Straße zu Gruppen zusammen.

Zum Glück liegen sie den Wagen durch. Zwei Männer stiegen aus und stürmten in das Haus.

Ich verließ den Balkon und erwartete die beiden im Zimmer stehend. Die Tür hatte ich ihnen schon geöffnet. Sie kamen mit der Trage. Wenig später erschien mit wehendem Kittel ein Arzt, der auf Bea schaute und mich ansah.

»Sie hat Verbrennungen«, sagte ich.

Der Arzt nickte nur und machte sich an die erste Untersuchung der Verletzten. An seinem Gesicht war nichts abzulesen, ich wollte trotzdem wissen, was los war und fragte, ob die Verletzte es schafft, durchzukommen.

»Mal sehen.«

»In welches Hospital schaffen Sie die Frau?«

»St. Mary Abbots Hospital.«

»Okay, ich fahre dorthin.«

Der Doc gab den beiden Sanis ein Zeichen, und sie schafften die Verletzte hinaus. Dann schaute er mich fragend an. »Sagen Sie mal, Mister, wer sind Sie eigentlich?«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Scotland Yard, aha.« Er räusperte sich. »Haben Sie gesehen, was hier passiert ist?«

»Ja, ich war dabei. Das Feuer hat keine natürliche Ursache, aber das alles genau zu erklären, würde zu weit führen.«

»Ist ja Ihr Bier, Oberinspektor«, meinte er, drehte sich um und folgte seinen Leuten.

Ich hatte in der Wohnung auch nicht mehr viel verloren, wollte sie trotzdem noch durchsuchen, vielleicht fand ich irgendwelche Spuren, die mir weiterhalfen.

Mit großen Reichtümern war diese Bea nicht gesegnet. Die Wohnungseinrichtung - sofern vorhanden - war zwar ausgefallen und auf gewisse Art und Weise auch originell, teuer waren die Stücke jedoch nicht. Wahrscheinlich hatte sie die billigsten Regale genommen und überpinselt.

In der Ecke stand eine Couch. Man konnte sie ausziehen und darauf schlafen. Das Möbelstück interessierte mich jedoch nicht, ich wollte sehen, was sich in den Schubladen des kleinen Schrankes verbarg, der neben der Couch stand. In den zweiten Sarg hatte ich ebenfalls

geschaut und ihn leer vorgefunden.

Fünf Kästen musste ich aufziehen. Für mich interessante Dinge fand ich in den ersten vier nicht, dafür im letzten einige Bücher. Ich rechnete damit, dass sie den Teufelskult und Schwarze Messen zum Thema hatten, erlebte in dieser Hinsicht jedoch eine Enttäuschung. Die Bücher befassten sich mit einer neuen Mode, die in Windeseile einen großen Teil der Welt erfasst hatte. Aerobic!

Jane Fonda hatte diese Sportart aus der Taufe gehoben. Und ihr Buch entdeckte ich auch. Ferner einige andere, dann die Lektüre über Do-it-yourself-Aerobic und sogar eine medizinische Abhandlung darüber. In meinem Fall jedoch brachte mich das nicht weiter. Keine weiteren Spuren, die auf Schwarze Magie hingedeutet hätten. Der Krankenwagen war wieder abgefahren. Ich schloss auch die letzte Schublade und verließ den Raum.

Die übrigen Mieter hatten ihre Wohnungen verlassen. Sie waren buchstäblich aus ihren Höhlen gekrochen, standen auf den Fluren herum und schauten mich an.

Ich blieb stehen. Feindselige Gesichter sah ich. Augen, die halb zusammengekniffen waren und in denen die Wut leuchtete. Ich konnte die Menschen sogar verstehen. Sie alle hatten sicherlich die Schreie ihrer Mitbewohnerin gehört und wer weiß was gedacht, was ich mit der Frau angestellt hatte. Nichts davon stimmte.

Das sagte ich ihnen auch, ohne allerdings auf Einzelheiten einzugehen, denn ich wusste nicht, wer noch alles zu dieser Gruppe gehörte, die dem Teufel huldigte.

Ein bärtiger junger Mann sprach das aus, was wohl alle annahmen.

»Lügner, ihr Polizisten seid Lügner!«

Ich schüttelte den Kopf, doch es hatte keinen Sinn, etwas dagegen zu sagen. Sie hätten mir nicht geglaubt. So ging ich schweigend an ihnen vorbei und lief die Treppe hinab.

Auf der Straße atmete ich ein paar Mal tief durch. Die letzte halbe

Stunde war mir ziemlich an die Nieren gegangen und hatte bei mir Spuren hinterlassen. Aber das war leider nicht zu ändern. Ich musste jetzt versuchen, das Beste aus der Lage zu machen und vor allen Dingen dafür Sorge zu fragen, dass die Spur nicht erkaltete. Auch auf der Straße starrte man mich an. Es fiel allerdings kein böses Wort. Die Menschen ballten ihre Hände in den Taschen und hielten sich zurück.

Mein Silbergrauer stand noch dort, wo ich ihn verlassen hatte. Ich stieg ein, wendete und wandte mich meinem nächsten Ziel zu. Es war das Krankenhaus!

Ich mag Krankenhäuser nicht. Da ist alles anders. Das Läuten der Telefone kommt einem nie schrill vor, die Schritte waren irgendwie gedämpfter. Die Atmosphäre schien eingefroren zu sein, obwohl das Leben voller Hektik weiterlief. Krankenhäuser sind und bleiben eben eine Welt für sich. Da machte auch das St. Mary Abbots Hospital keine Ausnahme.

Es war ein großer Komplex mit zahlreichen Gebäuden, die verschachtelt zueinander standen, aber trotz allem und insgesamt gesehen ein großes Viereck bildeten.

Ich musste mich durchfragen, bis ich schließlich den Komplex erreichte, wo Bea untergebracht war.

Dieser Bau gehörte zu den älteren. Es roch hier besonders nach Krankenhaus, und die Wände zeigten keine frische, sondern eine düstere Farbe. Mein Ausweis erstickte schnell aufkommende Fragen, und ich wurde an einen Dr. Walker verwiesen. Es war der Chefarzt der Dermathologie, also der Hautklinik. Zu ihm ging ich. Walker sah überhaupt nicht wie ein Arzt aus. Er erinnerte mich an einen Bauern aus Wales. Groß, kantig, breit in den Schultern. Meinen Ausweis schaute er sich genau an und strich dann eine lange dunkle Haarsträhne aus seiner Stirn.

»Ja, Mister, da müssen Sie schon einen Moment warten. Ob Sie die Frau sprechen können...«

»Es ist sehr wichtig.«

Dr. Walker grinste. »Das kenne ich. Bei euch Polizisten ist immer alles wichtig. Für uns gibt es erst einmal die Patienten. Das sollten Sie begreifen.«

»Ist sie denn sehr schwer verletzt?«

Der Mann hob die Schultern »Nicht gerade leicht, sagen wir mal so. Ihr Unterkörper hat am meisten abbekommen, das Gesicht blieb unverletzt. Allerdings kann ich mir über die Art der Verbrennungen kein richtiges Bild machen. Die kommen mir recht seltsam vor.«

»Wieso?«

»Ich habe so etwas noch nie gesehen und bin verdammt lange in diesem Beruf tätig. Die Haut der Frau ist pechschwarz, zudem etwas ölig. Mit welchem Material ist sie überhaupt in Berührung gekommen?«

»Mit Feuer.«

Er schüttelte den Kopf »Nein, solche Verbrennungen sehen anders aus.«

»Es stimmt aber.«

Der Arzt setzte seine Brille auf »Wenn Sie das so steif und fest behaupten, würde ich meinen, dass es eine besondere Art von Feuer gewesen sein muss.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Und was war es?«

»Höllenfeuer.«

Zuerst wollte der Arzt lachen. Dann erstarb dieser Ausdruck auf seinem Gesicht. Wäre ich kein Polizist gewesen, er hätte mich sicherlich rausgeschmissen. So aber hob er nur die Schultern und sagte:

»Kommen Sie, wir sehen sie uns gemeinsam an.«

Durch einen langen Gang schritten wir. So etwas kannte ich, aber ich würde mich nie daran gewöhnen können. Vor Krankenhäusern habe ich einen Horror. Nicht zuletzt deswegen, weil in einem Krankenhaus Nadine Berger ums Leben gekommen ist. Weit brauchten wir nicht zu gehen. Das Zimmer lag direkt neben dem Verbandsraum.

Bea war allein. Im ersten Moment war ihr nichts anzusehen. Ihr Gesicht lag auf dem Kissen. Zu beiden Seiten der Wangen hatte sich das Goldhaar verteilt. Ich sah die Verbände, die um ihre Beine und den Unterkörper gebunden waren.

»Wir haben ihr eine Spritze wegen der starken Schmerzen gegeben«, erklärte Dr. Walker.

Ich nickte nur, holte einen Stuhl, stellte ihn neben das Bett und setzte mich. Bea drehte ein wenig den Kopf. In ihren Augen zuckte es. Sie hatte mich also erkannt.

»Bea«, sprach ich sie an. »Sie sind gerettet. Und die Folgen der Verbrennungen werden auch vorbeigehen. Verstehen Sie mich?«

»Ja.«

»Sie wissen, dass ich Polizist bin und einige Fragen stellen muss. Und Sie wissen ferner, dass Sie etwas falsch gemacht haben. Man paktiert nicht mit dem Teufel.«

Als ich das letzte Wort aussprach, verzog sich ihr Gesicht. Ich hatte ins Schwarze getroffen. »Der Teufel ist stark!« hauchte sie. »Er wird mich finden. Ich habe ihm meine Seele verschrieben. Durch die Statuen sind wir miteinander verbunden. Er hat mir seine Liebe geschenkt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Teufel hat keine Liebe zu verschenken, Bea. Glauben Sie mir, der Satan will nur den Menschen. Und zwar mit Haut und Haaren. Wer sich einmal in seine Klauen begibt, kommt meistens nicht mehr los. Und wenn, dann verliert er sein Leben. Wie Rita. Sie aber haben Glück gehabt, und

nun möchte ich Sie bitten, mir zu helfen, damit andere auch dieses Glück haben können. Wir dürfen der Hölle keine Chance lassen.«

Meine Worte waren sehr eindringlich gesprochen, wobei ich hoffte, dass Bea sie auch begriffen hatte.

Sie schwieg zunächst. Auch ich sagte nichts mehr und ließ ihr Zeit. Schließlich flüsterte sie: »Ein Mensch wie du, Bulle, kann nichts gegen ihn ausrichten.«

»Das ist ein Irrtum!« klärte ich sie auf. »Haben Sie nicht gesehen, dass ich die Statue vernichtet habe?«

»Nein...«

»Es stimmt aber. Sie existiert nicht mehr. Damit ist auch der Bann von Ihnen genommen. Der Teufel wird Ihnen nichts mehr tun, Bea. Helfen Sie mir, auch die anderen zu befreien.«

»Wie soll ich das machen?«

»Indem sie mir alles erzählen, Kind. Aber wirklich alles. Wo haben Sie Kontakt aufgenommen?«

»Es war schön, als ich ihn kennen lernte. Er war so nett, so hilfsbereit, so wunderbar.«

»Wer?«

»Eric Turner.«

Den Namen hatte ich noch nie gehört. Das sagte ich dem Mädchen auch. »Wer ist denn dieser Eric Turner?«

»Wir haben uns alle in ihn verliebt. Er beglückt uns mit Worten und mit...«

»Ich weiß schon«, unterbrach ich sie. »Aber er muss euch doch auf irgendeine Art und Weise kennen gelernt haben, oder nicht?«

»Ja, das stimmt. Wir sind zu ihm in den Kursus gegangen.«

»In einen Höllenkursus?« fragte ich skeptisch.

»Aerobic!« flüsterte sie.

Mir ging ein Kronleuchter auf. Ich dachte wieder an die Bücher über Aerobic. Bea hatte sie gesammelt, nicht ohne Grund. Sie

beschäftigte sich mit diesem neuen Modetrend. Auch die Hölle war flexibel. Das bekam ich mal wieder bestätigt. Der Teufel hatte es gelernt, sich auf seine ureigenen Eigenschaften zu besinnen. Er trat in der heutigen Zeit so auf, wie er es früher immer getan hatte. Nicht mehr direkt als Höllenfürst, sondern in Verkleidung. Da konnte er sich zahlreiche Masken aussuchen, es gab ja so vielfältige Möglichkeiten, und auch diese Aerobic-Ideologie hatte er sich zu Nutzen gemacht.

»Leitet er den Kursus?« fragte ich.

»Nein.«

»Wer dann?«

»Seine Vertreter und seine Vertreterinnen.«

»Wikka, nicht wahr?«

»Ich habe sie nie direkt gesehen.«

Das konnte ich mir gut vorstellen, denn Wikka hatte einiges zu verbergen. Vor allen Dingen ihr Gesicht, das mit dem Hexenstein Bekanntschaft gemacht hatte und jetzt nur noch eine schwarze, verbrannte Fläche war. Sie konnte sich nicht mehr so unter die Menschen trauen wie früher und musste mehr aus dem Hintergrund agieren. Wikka konnte man ohne weiteres als die rechte Hand des Satans bezeichnen. Sie war ihm treu ergeben und tat alles, um seine und ihre Macht auf der Welt zu festigen. Ein paar Mal war ich bisher mit ihr zusammengetroffen und hatte erleben müssen, wie stark ihre Hexenkräfte waren. Sie stellte damit so manchen großen Dämonen in den Schatten.

Noch etwas hatte sie geschafft.

Auf ihrer Seite befand sich jetzt Jane Collins, die ehemalige Detektivin. Sie war zu Wikkas bester Schülerin aufgestiegen und ging in ihrem Hexenkult völlig auf.

Bea atmete schwer und stöhnte leise. Die Laute drangen aus ihrem geöffneten Mund. Hinter mir bewegte sich der Arzt. »Ich finde, dass

es reicht, Mr. Sinclair«, sagte er.

»Ja, nur noch eine Frage hätte ich gerne.« Ich schaute ihn dabei an, und er nickte. »Bea. Sie haben vorhin von dieser Aerobic-Schule gesprochen. Wo kann ich sie finden? Wie heißt sie?«

»In Kensington...«

»Den Namen der Schule bitte.«

Sie atmete röchelnd. »Aerobic Center.«

»Mehr nicht?«

»Nein...«

Der Arzt berührte meine Schulter. Ich verstand ihn, wünschte Bea alles Gute und stand auf. Als wir an der Tür waren, flüsterte Dr. Walker: »Sie wird Schmerzen haben, die Wirkung der Spritze lässt allmählich nach.«

»Was können Sie tun?«

»Wir werden zusehen, dass sie bald einschläft. Das ist am besten.«

Einen letzten Blick warf ich noch zurück. Bea war an zahlreiche Geräte angeschlossen, die ihre Körperfunktionen überwachten. Ich war der Meinung, dass sie hier im Krankenhaus in guten Händen war und wandte mich beruhigt ab.

Der Arzt blieb an meiner Seite. »Ich habe ja nun Ihr Gespräch gehört. Sie sprachen vom Teufel und der Hölle. Glauben Sie wirklich daran, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Das gibt es doch nicht!«

»Schauen Sie sich das Mädchen an. Sie haben mir vorhin noch erklärt, dass Sie sich die Verbrennungen nicht vorstellen können. Sie sind auch nicht durch ein natürliches Feuer entstanden, sondern durch die Flammen der Hölle. Das müssen Sie als Tatsache akzeptieren. Und ich hoffe, dass Beas Haut wieder heilt.«

»Was die Frage ist«, gab der Mediziner ehrlich zu.

»Drücken wir ihr die Daumen.« Danach verabschiedete ich mich

von Dr. Walker. Den Weg nach unten fand ich allein. Mein Bentley stand auf dem Parkplatz. Ich wollte erst einmal zum Büro fahren und mit Suko über den Fall reden. Was mit dieser Verbrennung angefangen hatte, konnte Dimensionen annehmen, die wir bisher nicht überblickten. Immer wenn der Satan eingriff, stand Großes auf dem Spiel.

Es wurde wieder zu einer Qual, sich durch den Londoner Mittagsverkehr zu wühlen. Das sonnige Wetter schien die doppelte Anzahl von Fahrzeugen auf die Straßen gelockt zu haben. Ich geriet in einige Staus und erreichte mit ziemlicher Verspätung Scotland Yard. Suko fand ich zeitunglesend hinter dem Schreibtisch. Er hatte die Beine hochgelegt und ließ das Blatt sinken, als ich das Büro betrat.

»Treibst es dich auch mal wieder zurück?« fragte er.

»Sicher«, erwiderte ich und ließ mich auf meinen Stuhl fallen.

Sukos Augen wurden groß. »Was hast du denn mit deinem Jackett gemacht?«

»Es sind Brandspuren.«

»Und wo hast du dir die geholt?«

»Hast du Zeit für eine interessante Geschichte?«

»Immer.«

Ich erzählte. Suko hörte mir schweigend zu, und er nickte ein paar Mal. Vor allen Dingen zuckte er zusammen, als ich die Verbindung Wikka und Asmodis erwähnte.

»Dann steht uns ein harter Strauß bevor.«

»Da sagst du was.«

Suko fing plötzlich an zu grinsen.

»Was ist denn so lustig?«

»Ich denke an diese Kasernenhof-Gymnastik.«

»Wieso?«

»Aerobic, mein Lieber. Etwas anderes als Kasernenhof-Gymnastik

ist das ja nicht.«

Da hatte Suko recht. Statt des Feldwebels steht eine Frau vor der Gruppe, macht alles vor, und die Schüler imitieren sie. Eine tolle Art. Als Individuum kommt man dabei zu kurz. Aber die Modekasse stimmt. Schließlich kommt man bei Aerobic mit einem normalen Turnanzug nicht aus.

»Wäre doch auch was für uns, dieses Aerobic«, schlug der Inspektor vor. »Und wie. Wir werden uns den Laden sowieso anschauen.«

Suko hatte einen Einwand. »Aber zwei Männer? Ich weiß nicht so recht. Es sollte zumindest eine Frau dabei sein. Ich könnte Shao mal fragen oder auch Glenda.«

»Ist mir zu gefährlich.« Ich schaute zur Tür. »Ach ja, Glenda, wo steckt sie eigentlich?«

»Das frage ich mich auch«, antwortete Suko. »Sie wollte nur mal kurz weg und sich eine Tote anschauen.«

»Was?«

»Ja, eine Schulfreundin ist ums Leben gekommen. Unfall, wie ich hörte. Muss verdammt schlimm gewesen sein. Wie mir Glenda berichtete, soll sie sogar verbrannt...«

Auf einmal zuckte Suko zusammen, und auch ich schoss von meinem Stuhl hoch. Verbrannt, das war es!

Rita war ebenfalls auf diese schaurige Art und Weise ums Leben gekommen, und Bea wäre es fast ebenso ergangen. Suko und ich saßen uns gegenüber und starrten uns gegenseitig an.

»Verdammt«, flüsterte der Inspektor nur.

Ich musste erst meine Gedanken ordnen. »Hat sie gesagt, zu welchem Friedhof sie wollte?«

»Nein.«

»Das kann heiter werden.« Mit der flachen Hand schlug ich auf den Schreibtisch. Es gab in London zahlreiche Friedhöfe. Sie alle

abzufahren, hätte zuviel Zeit gekostet, deshalb mussten wir die Fahndung einschalten. Auch musste doch herauszufinden sein, in welches Leichenhaus man eine Frau mit verbranntem Körper eingeliefert hatte. Diese Aufgabe übernahm Suko. Es gibt bei uns einige Spezialisten, die sich um alles kümmern, was eigentlich nicht viel mit Polizeiarbeit zu tun hat, sondern nur Dinge am Rande streifte. Da wurde jedes Ereignis aufgenommen und gespeichert. Egal, ob der Vorfall sich nun in London oder einem anderen Teil der Welt abgespielt hatte. Der Computer wusste alles.

Ich ging inzwischen zu Sir James. Er hatte sofort Zeit für mich, warf einen missbilligenden Blick auf mein Jackett - er selbst sah immer aus wie aus dem Ei gepellt - und bat mich dann, Platz zu nehmen. Nach meinem Bericht gab Sir James grünes Licht. Auch er hatte sofort die Zusammenhänge erkannt und hoffte, dass Glenda Perkins nicht in eine Falle geraten war.

»Das kann man nicht ausschließen Sir«, sagte ich. »Wenn der Satan oder seine Helfer sie geschnappt haben, dann sind wir auf ein Intrigenspiel hereingefallen wie selten.«

Da gab der Superintendent mir völlig recht. »Und Jane Collins, die ja mit Wikka zusammenarbeitet, hasst Glenda.«

»Ja, sie wollte ihr schon einmal ans Leben. Hat es zum Glück nicht geschafft.«

Als ich aufstand, um in mein Büro zurückzugehen, erschien Suko. Er hatte den Namen des Friedhofs herausgefunden, auch sofort einen Wagen hingeschickt, doch Glendas Fahrzeug war nicht gefunden worden.

»Dann hat sie die Leichenhalle bereits verlassen«, stellte Sir James fest.

»Und hätte längst hier sein müssen«, folgerte ich.

»Hat man sie nun entführt?« fragte Suko.

»Auf dem Friedhof?«

Der Chinese schaute mich an »Da gibt es genügend einsame Stellen.«

»Aber welchen Grund sollte sie gehabt haben, auf dem Totenacker spazieren zu gehen?« Ich schüttelte den Kopf »Nein, die andere Seite stellt es raffinierter an, das kannst du mir glauben. Ich bin sicher, dass wir Glenda dort finden, wo sich auch Wikka und eventuell Jane Collins noch aufhalten.«

»Hoffentlich lebend«, fügte Sir James hinzu. Das hofften wir alle.

»Und was gedenken Sie als nächstes zu tun?« erkundigte sich Sir James Powell.

»Wir machen Aerobic, Sir«, erwiderte ich.

»Man kann es auch anders ausdrücken«, sagte Suko. »Gymnastik mit dem Teufel...«

Glenda Perkins konnte nicht begreifen, dass sich die Lage von einer Sekunde zur anderen so verdreht hatte. Vom Himmel in die Hölle. Ein verdammt tiefer Sturz, der da hinter ihr lag.

Sie schüttelte den Kopf. Brutal war sie aus ihren Träumen gerissen worden. Sie war bereit gewesen, dem Mann, der sie in seinen Bann geschlagen hatte, sich völlig hinzugeben. Nun aber zeigte er sein wahres Gesicht. Das eines Dämons.

Er lächelte noch immer. Es war ein diabolisches, gemeines, wissendes und hinterhältiges Grinsen, das seine Lippen in die Breite zog. Die Augen in dem sonnenbraunen Gesicht funkelten, und Glenda glaubte, darin ihr Todesurteil zu sehen.

Jetzt sprach er wieder. »Hast du Liebe gesucht, kleine Glenda?«

Höhnisch klangen die Worte. »Liebe habe ich dir gegeben. Aber Liebe, die der Teufel schenkt!« Er lachte laut. Dieses Lachen war nicht mehr von der Musik untermalt, denn die Platte war abgelaufen. »Liebe, die der Teufel schenkt«, wiederholte er sich. »Du wirst sie erleben, kleine Glenda. Am eigenen Leibe, das kann ich dir

sagen...«

Sein Gesicht war auch während dieser Worte menschlich geblieben. Nur die Pranke bildete sich nicht wieder zurück. Sie blieb grün, schuppig, und aus den Fingern waren Krallen mit langen Spitzen geworden. Er hatte sich in ein Monstrum verwandelt.

Und zwar ein Monstrum mit einer gefährlichen Waffe, denn Glenda übersah den Dolch in der Klaue des Mannes keineswegs. Wenn sie die Spitze dieser Waffe verlängerte, so zeigte der Endpunkt genau auf ihre Körpermitte.

Sie hatte Mühe, den Blick zu senken. Innerhalb des Stahls tat sich etwas. Dort bewegten sich Linien, die rötlich schimmerten und wie kleine Feuerfinger aussahen. Das war kein normaler Dolch, wie man ihn überall kaufen konnte, sondern eine Waffe, wie sie nur der Teufel besaß. Mit dem Rücken war Glenda gegen einen Raumteiler gestoßen. Sie hatte die Arme ausgebreitet. Noch immer klaffte das Kleid über dem rückwärtigen Teil der Schulter auf. Es fiel nach links und rechts weg, und sie kam sich irgendwie nackt vor.

Die Augen des Eric Turner brannten auf ihrem Gesicht. Diese Blicke sezierten sie, drangen hinein in ihre Seele, die dieser Mann sicherlich als Opfer ansah.

Ja, er wollte ihre Seele. Er musste sie haben, denn der Teufel brauchte so etwas.

Nachdem einige Sekunden vergangen waren, hatte Glenda soweit Mut gefasst, dass sie eine Frage stellen konnte. Sie wollte es genau und aus dem Munde dieses Mannes vor ihr wissen.

»Wer... wer sind Sie?«

»Der Satan!« hauchte er. »Ich bin der Teufel und habe dir meine Liebe geschenkt. Hast du das nicht gespürt?«

Gegen ihre Überzeugung nickte Glenda. Sie hatte lügen wollen, doch sie konnte es nicht. Sie gab ja zu, dass der Mann vor ihr sie in seinen Bann geschlagen hatte. Kalt und brutal, daran gab es nichts

mehr zu rütteln. Glenda kannte ihn erst kurze Zeit, aber sie war ihm inzwischen hörig geworden. Sie hätte alles für ihn getan, sich ihm hingegen, denn sie war durstig nach seiner Liebe gewesen.

Liebe, die der Teufel schenkt! So und nicht anders hatte er gesprochen. Und fast wäre Glenda bis zum Letzten gegangen.

Als ihr das in den Sinn kam, schüttelte sie sich vor Scham und Grauen. Sie hätte nicht mehr in den Spiegel schauen und auch John Sinclair sowie seinen anderen Freunden nicht ins Gesicht sehen können. Zum Glück war es nicht dazu gekommen. Sie wusste allerdings auch, dass der Teufel alles, was er einmal in seinen Klauen hatte, nicht wieder losließ. Da war er radikal und brutal. Es gab nichts daran zu rütteln. Was Satan gehörte, behielt er auch.

Noch befanden sie sich allein in der Wohnung. Der Teufel und sie. Glenda wollte zusehen, dass sie den Raum so rasch wie möglich verließ. Noch war Zeit, und es bestand eine hauchdünne Chance für sie, wenn der Weg zur Tür auch durch den Körper des Mannes versperrt war. Aber es gab noch andere Möglichkeiten. Die Fenster zum Beispiel. Wenn sie eine Scheibe einschlug, wurde man bestimmt aufmerksam, schließlich befanden sich zahlreiche Menschen in der Nähe.

Sie wusste nur nicht, ob die Fenster nun zum Hof oder zur Straße hinführten, rechnete doch damit, dass sie, wenn sie die Scheibe einschlug, auf den Hof sehen konnte, wo es das kleine Lokal gab, in dem sie gesessen hatten. Dort wurden die Gäste sicherlich aufmerksam, wenn etwas ihre Ruhe störte.

Sie musste einen Schritt zur Seite gehen, um den Raumteiler hinter sich zu lassen. Eric Turner tat nichts. Er beobachtete nur. Sein Grinsen machte Glenda so unsicher, dass sie sich ihren Plan überlegte und sich fragte, ob es überhaupt Sinn hatte, so etwas zu tun. Der andere war sicherlich schneller.

Turner ließ sie. Er senkte seine Reptilienklaue und damit auch die

Spitze der Waffe, so dass sie jetzt zu Boden zeigte. Wollte er sie in Sicherheit wiegen? Glenda wusste es nicht genau. Sie gehörte nicht zu den Menschen, die schnell aufgaben. Zuviel hatte sie bereits hinter sich. Ein paar Mal war sie haarscharf dem Tod entronnen, und sie brauchte nur an das grauenhafte Abenteuer in Rom zu denken, wo sie in die frühchristliche Vergangenheit verschlagen worden war und John Sinclair sie gerettet hatte.

Doch der Geisterjäger war weit. Er konnte überhaupt nicht wissen, in welcher Falle Glenda getappt war. Hilfe kam von seiner Seite nicht, deshalb musste sie allein mit der Lage fertig werden. Die dunkelhaarige Sekretärin wusste nicht, inwieweit sich der Teufel in ihre Gedankenwelt hineinversetzen konnte, jedenfalls setzte sie in den nächsten Sekunden alles auf eine Karte. Als sie herumwirbelte, wurde durch den Schwung fast das Kleid von ihren Schultern geschleudert. Glenda achtete nicht darauf, sie hetzte auf das Fenster zu, das ihr am nächsten lag.

Mit gewaltigen Sprüngen überwand sie die Distanz, die Scheibe kam näher, wurde größer, aber Glenda hörte auch das Pfeifen hinter sich. Im nächsten Augenblick überholte sie der hart und wuchtig geschleuderte Dolch. Nur fingerbreit huschte er an ihrem Ohr vorbei. Sie spürte ihn als einen Hauch, der voller tödlicher Gefahren steckte, sie sah das flirrende Etwas neben dem Fenster in die Wand schlagen, dort stecken bleiben und sich im nächsten Moment verändern. Aus der Waffe wurde ein Flammenbündel. Höllenfeuer puffte in die Höhe, drehte sich dabei und fauchte auf Glenda zu. Der Schrei erstickte, als sie den heißen Hauch auf ihrem Gesicht spürte. Wie gierige Finger zuckten ihr die Flammen entgegen, als wollten sie die Frau festhalten und nie mehr loslassen. Die einzelnen Flammenenden kamen ihr so seltsam vor, erinnerten sie an Lebewesen, ja, an lebendiges Feuer, das sich seine Opfer suchte und sie zerstörte. Glenda musste zurück.

Und sie hörte das Lachen des Mannes. Es hallte durch den Raum. Als Glenda sich umdrehte, sah sie Turner noch immer auf dem Fleck stehen. Die grüne Reptilienklaue hielt er erhoben, die Krallen wiesen auf Glendas Körper wie die Spitzen zahlreicher Pfeile. Glendas Blick flackerte. Sie wusste nicht, wohin sie sich wenden sollte. Der so phantastisch eingerichtete Raum kam ihr wie eine einzige große Falle vor, obwohl sie nur ein Mann aufhalten wollte. Ohne es zu wollen, lachte sie auf, als sie über den Begriff Mann stolperte. Nein, das war kein Mann, das war auch kein Mensch - vor ihr stand der Satan.

Der jetzt seine Arme ausbreitete und mit seiner grünen Klaue winkte.

»Wo willst du hin, kleine Glenda? Nach rechts, nach links, vorn oder hinten? Egal, wohin du dich wendest. Ich kriege dich immer! Hast du verstanden?«

Sie nickte. Ja, sie hatte seine Worte gehört, aber sie dachte nicht daran, aufzugeben. Die Bewegung, mit der sie den Reißverschluss am Rücken wieder in die Höhe zog, erfolgte automatisch. Aus den Augenwinkeln schielte sie dorthin, wo sich die Essecke befand. Da standen nicht nur der runde Tisch und die Stühle, auch die Wand wurde von zwei Türen unterbrochen.

Genau wusste Glenda nicht, was hinter den Türen lag. Da beruhte alles auf Annahmen. Unter Umständen jedoch bestand möglicherweise eine Chance zur Flucht.

Wenn Turner sie vorbeiließ.

Ihr Winkel zur Essecke war besser als der des Mannes. Glenda überlegte auch nicht mehr lange, sie startete einfach. So schnell wie vorhin auf das Fenster zu, rannte sie nun in Richtung Essplatz. Dabei bemerkte sie noch, wie Turner den rechten veränderten Arm hob, um den Dolch aufzufangen, der sich durch seinen Befehl wieder von der Wand gelöst hatte, um in seine Klaue zu fliegen. Bevor sich die

Klaue noch um den Griff klammern konnten, hatte Glenda die Essecke bereits erreicht, wandte sich scharf nach rechts, hämmerte ihre Hand auf die Klinke und riss die Tür auf.

Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen zuckte sie zurück. Ihr Blick fiel in ein Bad.

Aber nicht nur das. Sie sah auch ein widerliches, völlig schwarz verbranntes Gesicht, das nur einer gehörte. Wikka!

Die Tür prallte von der Wand zurück und traf Glenda, die das überhaupt nicht registrierte. Sie hatte nur Augen für diese widerliche Gestalt, die neben der schwarz gekachelten Wanne stand.

Es war Wikka, daran gab es nichts zu rütteln. Glenda wusste nur aus Erzählungen, wie sie seit neuestem aussah. John Sinclair hatte ihr davon berichtet, und er hatte nicht gelogen.

Hässlich, pechschwarz und fettig schillernd war der Fleck, der einmal ein Gesicht gewesen war. Nur die Augen leuchteten darin seltsam weiß, und Glenda sah auch die kleinen, roten Äderchen, die die Augäpfel wie ein Spinnennetz durchzogen.

Aus der Stirn wuchsen zwei Schlangen von einer giftgrünen Farbe: Wikkas Markenzeichen. Dünn wie Finger waren diese verfluchten Reptilien, die nie ruhig sein konnten und ihre kleinen Köpfe immer bewegten. Dabei öffneten sie auch die Mäuler, so dass die Zungen heraushuschten konnten. Vor diesen Schlangen hatte Glenda eine ebenso große Angst wie vor Wikka selbst, deren schwarze Haarpracht kaum noch auffiel, weil das Gesicht jetzt ebenfalls diese Farbe besaß. Die Hände waren normal, auch der übrige Körper zeigte keinerlei verbrannte Stellen, denn als Wikka einen Schritt vorging und ihr langes Gewand auseinander klaffte, erkannte Glenda ein nacktes Knie, dessen Haut weiß leuchtete.

Eigentlich hätte sie mit Wikka rechnen müssen. Sie hielt sich zumeist dort auf, wo auch der Teufel in der Nähe war. Und Turner stellte die erste Frage. Er stand schräg hinter Glenda, dabei richtete

er seine Worte an die Hexe. »Ist sie das?«

»Aber natürlich«, dehnte Wikka, wobei in dem schwarzen Gesicht ein rötlich schimmerndes Loch entstand, wenn sie den Mund bewegte. »Das ist unsere kleine Glenda. Ich habe mich schon sehr auf dich gefreut, meine Liebe. Und nicht nur ich. Weißt du, wer noch?«

Wikka gab sich selbst keine Antwort. Glenda konnte sich dafür denken, wer sich so auf sie gefreut hatte. Da gab es nur eine, die das sein konnte. Jane Collins!

Glenda begann zu zittern, wenn sie an den Namen dachte. Jane Collins, das bedeutete für sie das absolute Grauen. Die ehemalige Detektivin hasste wohl keinen Menschen auf der Welt so wie Glenda Perkins. Vielleicht auch deshalb, weil Glenda schon mit John Sinclair geschlafen hatte und Jane dies nicht mehr vergönnt war.

Die Collins hatte versucht, Glenda zu vernichten. Bei einem Hexenabend wäre es ihr fast gelungen, und den Plan hatte sie nie aufgegeben. Sie würde weitermachen, bis sie Glenda tot am Boden liegen sah. Eine kalte, unsichtbare Hand schien über den Rücken der schwarzhaarigen Frau zu streichen. Ein seltsamer Geruch geriet in ihre Nase. Es roch nach Verbranntem, nach Schwefel und erinnerte irgendwie an die Hölle. So stank der Teufel! Und der stand hinter ihr.

Wikka hielt sich rechts auf. Sie war einen Schritt vorgegangen und verharrte auf der Türschwelle, während die andere Tür noch geschlossen blieb.

Aber nicht mehr lange. Glenda bekam mit, wie sich die Klinke ganz langsam nach unten bewegte, so als wollte sich derjenige, der hinter der Tür lauerte, eine gehörige Portion Zeit lassen und sein Opfer zunächst nervös machen.

Das erreichte er tatsächlich damit. Glendas Herz begann rasend zu schlagen. Sie holte durch den offenen Mund Luft, schluckte ein paar

Mal und schüttelte so heftig den Kopf, dass ihre langen Haare flogen. Sie wollte es einfach nicht wahrhaben, dass hier etwas Schreckliches passierte, aber es ging kein Weg daran vorbei.

War die Klinke sehr langsam heruntergedrückt worden, so öffnete sich die Tür mit einem fast wilden Ruck. Bevor sie gegen die Innenwand schlagen konnte, wurde sie abgestoppt, und im nächsten Augenblick starrte Glenda auf die Dritte im Bunde.

Es war Jane Collins!

Obwohl Glenda fest damit gerechnet hatte, konnte sie einen Laut der Überraschung nicht unterdrücken. Ihr Schrei drang gedämpft aus dem Mund, so dass sie noch Janes leises Lachen vernahm. Jane stand da und schaute. Schön wie eh und je. Blonde, lange Haare. Weich flossen sie bis auf die Schultern. Keine Falten zierten das ebenmäßige Gesicht dieser jungen Frau, die in ihrem Leben als Mensch so zahlreiche Erfolge erlebt hatte und nun auch als Hexe Karriere machte.

Dennoch sah ihr Gesicht anders aus. Früher hatte sie den grausamen Zug, der jetzt ihre Mundwinkel zeichnete, nicht besessen. Auch die Augen leuchteten nicht in einer so kalten und gnadenlosen Entschlossenheit. Sie schienen ohne Leben zu sein, völlig erstarrt. Glenda wurde nicht nur fixiert, sie kam sich auch seziert vor, denn so hart traf sie der Blick. Konnte Jane bis in ihre Seele blicken? Fast hatte sie das Gefühl, und sie wollte zurückweichen, doch da war die Klaue, die ihren Platz plötzlich auf ihrer Schulter fand und Glenda erstarren ließ. Durch und durch ging ihr diese Berührung. Eric Turner hatte dafür gesorgt.

Steif blieb Glenda Perkins stehen. Sie registrierte, dass die Mundwinkel der Hexe Jane Collins zuckten, und sie rechnete damit, dass die ehemalige Detektivin ihr gleich etwas sagen würde. Das geschah tatsächlich.

»Hallo Glenda, meine Liebe. Du glaubst gar nicht, wie sehr ich

mich freue, dich hier zu sehen.« Ihre Stimme troff vor Hohn Spott und auch bissigem Zynismus.

Glenda Perkins hatten die Ereignisse so überrollt, dass sie nicht einmal in der Lage war, eine Antwort zu geben. Sie schien mit ihren Füßen am Boden festzukleben.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?« fuhr Jane Collins fort und ging einen Schritt nach vorn.

Wie auch Wikka, so trug auch sie ein langes Kleid, das in der Mitte einen Schlitz aufwies. Das Kleid war pechschwarz und hatte einen ovalen Ausschnitt, so dass die Ansätze der beiden Brüste deutlich für Glenda zu erkennen waren.

»Rede doch, Kleine...«

Glenda schüttelte den Kopf. Da lachte Jane kalt »Ja, ich kann verstehen, dass du geschockt bist. Eric Turner ist eben ein besonderer Mann. Jede liegt ihm zu Füßen, aber auch jede. Du hast da auch keine Ausnahme gemacht, kleine Glenda, nicht wahr. Stell dir vor, was wohl John Sinclair dazu sagen würde. Ob ihn so etwas freut?«

Glenda musste sich überwinden, um etwas sagen zu können. »Hör auf«, flüsterte sie. »Verdammt, hör auf! Lass John Sinclair aus dem Spiel, Jane Collins.«

»Nein, er gehört dazu. Nicht wahr?« Die letzte Frage war an Wikka gerichtet. Und sie bewegte nickend ihren Kopf.

Bisher hatte Glenda daran glauben wollen, dass es nur um sie ging. Nun war ihr klargemacht worden, dass auch John Sinclair sich nicht heraushalten konnte, und Jane Collins setzte ihr hinterhältiges Lächeln auf, als sie sagte: »Du wirst uns an unserem Spaß nicht hindern können, kleine Glenda. Komm mit, du kannst mit ihm sprechen!«

»Nein, ich...«

Es hatte keinen Sinn, sich zu sträuben. Das merkte Glenda schon

sehr bald. Sie stand hier drei Gegnern gegenüber, und der Satan hielt sich in ihrem Rücken auf. Er ließ es nicht zu, dass sich Glenda auch nur um einen Zentimeter rührte, seine Klaue drückte so hart in ihr Fleisch, dass sie aufschrie und in die Knie ging.

»Wir haben es beschlossen, Glenda. Wir drei. Und dabei bleibt es.«

Turners Stimme klang sanft, fast streichelnd, dennoch steckte sie voller Grausamkeiten.

Glenda hatte auch zuvor schon gewusst, dass sie gegen diese Macht nicht ankam. So glich ihr Widerstandswille auch mehr dem kurzen Aufflackern einer Kerze, bevor sie vom Windzug restlos ausgeblasen wurde.

Jane setzte sich in Bewegung. Sie ging locker und lächelte dabei. Wikka und der Teufel hatten ihr in diesem Spiel die Führung überlassen. Beide wussten genau, wie sehr die Hexe Glenda hasste, und sie wollten ihr das Vergnügen lassen, sich an der schwarzhaarigen Detektivin rächen zu können.

Neben Glenda verhielt Jane Collins ihren Schritt. Über ihr Gesicht glitt dabei so etwas wie ein Lächeln. Dann konnte sie ihren Hass nicht zügeln und es wurde eine Grimasse daraus. Sie hob den rechten Arm wie zum Schlag, und Glenda zuckte bereits zurück, als Jane den Kopf schüttelte und leise sagte: »Nein, nicht so, kleine Glenda. Das mache ich auf eine ganz andere Art.« Mit einem Kopfruck schleuderte sie ihre langen Haare zurück, schnippte lässig mit den Fingern und ging auf die Mitte des Raumes zu. Dort stand ein graues Telefon auf einem Steinsockel. Hörer und Wähltastatur bildeten eine Einheit. Der Apparat gehörte zu den modernsten, die die Post anbot.

Mit zwei Fingern hob Jane Collins den Hörer an und drehte sich zu Glenda hin. »Komm her, kleine Glenda. Seine Nummer kennst du ja. Ruf ihn an und sag ihm, was los ist mit dir und in welcher Gesellschaft du dich befindest. Aber vergiss nicht, hinzuzufügen,

dass du dich in den Teufel verliebt hast...« Sie setzte noch ein schallendes Gelächter hinterher und konnte sich kaum beruhigen.

Glenda erstickte fast vor Scham und Wut. Drei Augenpaare starrten sie an, und die drei Augenpaare sahen auch, wie sie den Kopf schüttelte. Sie wollte es einfach nicht. Man konnte viel mit ihr machen, sie nahm auch vieles auf sich, aber diese Demütigung war einfach zu stark. Da spielte sie nicht mehr mit.

Jane Collins hob die Schultern. »Ich sehe schon, dass du feige bist. Aber wenn du nicht willst, bitte sehr, ich zwingen dich auch nicht dazu. Dazu werde ich deinem Freund von deinen Schandtaten berichten. Mal hören, wie er reagiert.«

Glenda wurde blass. Das Blut schoss aus ihrem Gesicht, die Augen wirkten noch größer, aber sie schwieg. Hart presste sie die Lippen zusammen, und sie hoffte auf John Sinclairs Verständnis. Außerdem hatte sie sich nicht richtig mit dem Teufel eingelassen. Was Jane auch erzählte, das meiste davon war Lüge. Würde John trotzdem den Unterschied zwischen ihr und der Wahrheit feststellen können?

»Schau her!« hörte sie die kalte Stimme der Hexe. »Ich weiß die Nummer auch noch.«

Glenda sah zu, wie Jane Collins wühlte. Spielerisch glitten ihre Finger über die Tastatur, dann nickte sie, und im nächsten Augenblick erhellte sich ihr Gesicht. John Sinclair hatte abgehoben!

Aerobic - damit mussten wir uns also herumschlagen. Ich konnte es einfach nicht fassen. Der Satan machte vor nichts Halt. Er nutzte eiskalt die menschlichen Schwächen aus und nistete sich auch in dem Gebiet der Modegymnastik ein.

Aerobic mit dem Teufel, so konnte man es umschreiben. Ich war nicht erbaut davon, und Suko erging es ähnlich, denn er schimpfte darüber. Wir waren noch einmal zurück in unser gemeinsames Büro gegangen. Dort hatte ich eine Ersatzjacke hängen, die ich mir

überstriefte. Der Inspektor wartete auf mich in Glendas Vorzimmer, und ich war auch schon auf dem Weg, als das Telefon schrillte.

Im Laufen stoppte ich, drehte mich herum und schaute den Apparat wütend an. Ich zögerte abzuheben, aber die Pflicht siegte. Zudem dachte ich auch an Glenda. Vielleicht war sie es, die sich meldete und ihr Fehlen durch eine harmlose Entschuldigung aufklärte. Als meine Hand den Hörer schon berührte, sagte mir ein unbestimmtes Gefühl, dass der Anrufer nicht Glenda Perkins war. Und ich hatte recht, denn ich hörte eine andere Stimme, die ich auch sehr gut kannte und deren Klang meinen Puls beschleunigte.

Jane Collins war es.

Suko erschien an der Tür, streckte seinen Kopf in den Raum und sah mein hastiges Winken. Sofort begriff der Inspektor und schaltete die Mithöranlage ein, so dass die Stimme der ehemaligen Detektivin jetzt durch den Raum hallte.

»Hallo Geisterjäger«, begrüßte sie mich voller Ironie. »Ich wollte nur fragen, wie es dir geht?«

»Und deswegen rufst du an?«

»Natürlich.«

Es lag auf der Hand, dass sie einen anderen Grund hatte, einen triftigeren, und mit dem rückte sie auch bald heraus, wenn auch ein wenig über Umwege.

»Ich wollte dich ferner noch fragen, ob du nichts vermisst, Geisterjäger?«

Jetzt ließ sie die Katze aus dem Sack, dieses Biest. »Was sollte ich vermissen?«

»Gehört deine Sekretärin nicht zu dir, mein Lieber?«

»Das ja...«

»Siehst du, mein lieber John, das habe ich mir gedacht Sie ist eine unzuverlässige Person. Anstatt im Büro zu sitzen und zu arbeiten, treibt sich das Mädchen in der Gegend herum und amüsiert sich mit

anderen Männern. Stell dir diese Untreue einmal vor. Glenda hat es mit dem Satan getrieben, Geisterjäger, sie hat mit ihm gebuhlt. Sie...« Die letzten Worte waren schrill ausgestoßen worden. Voller Wut und Hass, und auch bei mir zog sich der Magen zusammen.

Glenda hatte mit dem Satan gebuhlt! War Glenda eine Hexe? Ich muss verdammt schlecht ausgesehen haben in diesen Momenten, denn Suko zeigte sein besorgtes Gesicht.

»Hat es dir die Sprache verschlagen, John Sinclair?« erkundigte sich Jane mit spitzer Zunge.

»Nein, ich bin noch da.«

»Und was sagst du dazu, das deine kleine Glenda mit dem Teufel gebuhlt hat?«

Ich atmete tief ein und versuchte, die Sache so gelassen wie möglich zu sehen. »Erstens ist sie nicht meine kleine Glenda, und zweitens würde sie nie mit dem Teufel buhlen.«

Das Lachen der Hexe hallte durch den Hörer. »Hast du eine Ahnung. Sinclair! An den Hals geworfen hat sie sich dem Teufel, an den Hals geworfen. Sie wollte ihn, deine kleine Glenda.«

Jane Collins hatte die Worte geschrien. Ich merkte all ihren Hass, all ihre Wut, die sie Glenda gegenüber empfand, aber sie wollte auch mich treffen und mir klarmachen, wie wenig Glenda doch taugte, wenn sie sich dem Satan schon an den Hals warf.

Hatte sie das wirklich getan? Ich wurde noch blasser. Plötzlich stand mir der kalte Schweiß auf der Stirn. Ein paar Mal schluckte ich, biss die Zähne zusammen, dass sie knirschten, und vernahm aus dem Hörer das Zischen der Hexe.

»Na, Geisterjäger? Damit hättest du nicht gerechnet, dass sich deine kleine Glenda...«

»Wo befindet sie sich?« wollte ich wissen.

»Bei mir.«

»Hol sie an den Apparat!«

»Nein. Sie will dich nicht sprechen. Sie sollte dir alles selbst sagen, doch sie wollte nicht. Deshalb übernahm ich die Rolle der Rednerin...«

»Du hast sie beeinflusst, Jane!«

»Wie kannst du so etwas nur von mir denken. Deine Freundin Glenda hat sich dem Satan freiwillig an den Hals geworfen.« Sie lachte kurz auf.

»Ist ja auch verständlich, wenn man diesen Mann sieht. Eric ist wirklich ein Typ der Sonderklasse, mein lieber...«

Da hörte ich den Schrei. Zwar kippte die Stimme über, dennoch hatte ich sie erkannt. Nicht Jane Collins hatte geschrien, sondern Glenda. Und sie wollte mir erklären, wo sie sich befand, denn ich verstand meinen Namen und noch ein wenig mehr.

»John, ich bin... ahhhh...«

Im nächsten Augenblick war die Verbindung tot. Aufgelegt. Jane Collins ging kein Risiko ein. Die ließ sich die Butter nicht vom Brot nehmen. Ich ballte die freie Hand zur Faust, starrte den Hörer an, und auf meiner Stirn sammelte sich der Schweiß, der allmählich nach unten tropfte. Ich registrierte kaum, dass Suko kam, mir den Hörer aus der Hand nahm und ihn auf die Gabel legte. Wie geistesabwesend wirkte ich, meine Lippen zuckten, ich starrte zu Boden.

Suko wusste genau, was in mir vorging. Er sagte nichts und ließ mich in Ruhe. War das Glendas Ende?

Jane Collins gehörte zu den absoluten Feinden meiner Sekretärin. Sie würde alles daransetzen, um durch Glendas Tod auch mich zu treffen. Ich hörte Suko sprechen, und es klang, als würde er eine Meile von mir entfernt sein.

»Noch ist nicht alles verloren, John.«

»Nein, nein«, murmelte ich. »Noch nicht. Aber ich glaube...« Ich wusste nicht mehr, was ich noch sagen wollte. Es war plötzlich weg,

einfach verschwunden.

Glenda befand sich in den Klauen der Hexe Jane Collins. Wahrscheinlich war sie nicht allein. Sie hatte ja von dem Teufel gesprochen, mit dem Glenda gebuhlt haben sollte. Ein Teufel, der auch einen Namen besaß. Da war das Wort Eric gefallen.

Eric?

Als ich daran dachte, zuckte ich zusammen. Moment mal, den Namen hatte ich bereits gehört. Ich erinnerte mich wieder an den Besuch im Krankenhaus, als ich mit Bea sprach. Sie hatte uns ja auf die Spur dieser Aerobic-Schule gebracht. Und der Leiter der Schule sollte ein gewisser Eric Turner sein. In diesem Falle der Teufel.

Ich berichtete Suko von meinen Vermutungen.

Der Inspektor nickte. »Das ist genau die Spur«, sagte er. »Wir werden Glenda herauspauken, das verspreche ich dir.«

Seltsamerweise war ich skeptisch...

Der Schlag kam so schnell, dass Glenda ihn nicht einmal im Ansatz erkannte. Ein Handrücken hieb gegen den unteren Teil ihres Gesichts, und der Treffer erstickte jedes weitere Wort. Er schleuderte die Frau zudem nach hinten. Sie prallte gegen die Wand, riss noch ein Bild vom Haken und spürte das Blut dort auf der Lippe, wo sie durch den Druck aufgeplatzt war.

Nicht Jane Collins hatte geschlagen, sondern Wikka. Sie hatte schon geahnt, was Glenda wollte, doch solchen Aktivitäten setzte sie sehr schnell einen Riegel vor.

Kalt schaute sie die schwarzhaarige Frau an. In ihren weißen Augen regte sich nichts, nur die Schlangen waren unruhig geworden und gerieten in heftige Bewegungen.

»Du verdammtes Biest«, flüsterte Wikka. »Dir werde ich es zeigen, unsere Pläne zu stören. Ich vernichte dich. Ich mache dich fertig, ich jage dich bis ans Ende der Welt, wenn du nicht das tust, was wir

wollen. Noch brauchen wir dich. Und sei froh, dass es so ist, sonst wärest du schon verloren.«

Glenda wischte über ihren Mund. Als sie die Hand zurückzog, sah sie das Blut auf dem Handrücken. Zusammen mit dem Speichel hatte es dort eine Spur hinterlassen.

Jane Collins hatte den Hörer wieder auf die Gabel gelegt. Neben dem Apparat blieb sie stehen, und sie rührte sich ebenso wenig wie der Teufel, der lässig grinste.

Keiner tat ihr etwas. Dennoch empfand Glenda allein die Anwesenheit dieser drei Personen als bedrohend und gefährlich. Das Schweigen, die harten Blicke, sie sagten mehr als alle Worte, und Glenda war klar, dass man ihr nicht die Spur einer Chance lassen würde. Einen besseren Trumpf gegen John Sinclair konnten sie nicht haben. Jane Collins war es, die den Kopf schüttelte, als könnte sie irgend etwas nicht fassen, und dann auf Glenda zuschlich. Dabei lächelte sie diabolisch, die Augen verengten sich mehr und mehr, und sie fixierte die dunkelhaarige Sekretärin äußerst scharf. »Was habe ich da gesehen, kleine Glenda? Du wolltest deinen Freund John Sinclair warnen? Das finde ich aber überhaupt nicht gut. So etwas mag ich nicht. Ich hatte dir vorgeschlagen, mit ihm zu sprechen, aber du wolltest nicht. Danach wolltest du, doch da wollte ich nicht. Und für deine Frechheit werde ich dich bestrafen.«

Während dieser Worte ging sie Schritt für Schritt auf Glenda Perkins zu. Ihre Körperhaltung blieb dabei steif. Es bewegten sich allein die Hände. Sie krümmte die Finger, schloss sie zu Fäusten und öffnete sie wieder. Glenda wusste nicht, was Jane Collins vorhatte. Von einer Bestrafung war gesprochen worden. Das konnte alles beinhalten, aber Jane war eine Hexe, und als Hexe würde sie auch auf ihre Art und Weise eine Bestrafung durchführen, dessen war Glenda sich sicher. Dann stoppte sie. Eine Körperlänge trennte sie noch von Glenda Perkins. »Nun, hast du schon Angst?« fragte Jane.

»Was willst du?« hauchte Glenda.

»Hast du nicht gehört, Kleine? Du wolltest John Sinclair durch deinen Schrei warnen und hättest fast unsere Pläne gestört. Deshalb musst du büßen.« Sie hielt inne und deutete auf Wikka mit dem schwarz verbrannten Gesicht. »Sie ist eine hervorragende Lehrerin, denn sie hat mir vieles gezeigt. Ich beherrsche zum Beispiel den ersten Grad der Hexenkünste, und das will ich dir demonstrieren. Kennst du den ersten Grad?«

Glenda holte tief Luft. »Nein, und ich will ihn auch gar nicht kennen. Finde dich damit ab.«

»Sei nicht so stur. Ich werde ihn dir genau zeigen, denn du sollst erleben, wie es ist, vor einer Hexe zu stehen, die viel gelernt hat. Das Mittelalter gab uns Hexen alles. Dort wurde die hohe Kunst der Zauberei gelehrt, und wir haben nichts, aber auch gar nichts verlernt. Wikka gab alles an mich weiter. Der erste Grad umfasst die Hexerei der Tiere. Man muss sie kennen, muss ihre Magie begreifen, denn auch sie sind prall damit gefüllt. Du wirst es gleich sehen, kleine Glenda. Schau genau zu.«

Kaum hatte Jane die Worte gesprochen, als sie beide Arme hob und mit den Fingern schnippte. Es war zwar ein gewöhnliches Schnippen, doch die Reaktion hatte Glenda noch nie zuvor gesehen. Zwischen den Fingern der Hexe glühte es auf. Im nächsten Augenblick entstanden Blitze, die in den Boden zuckten, während Jane alte Zaubersprüche sprach, die Glenda noch nie in ihrem Leben gehört hatte.

Die Folgen waren zu sehen. Genau dort, wo die Blitze in den Boden fuhren, ballten sie sich zusammen, und es fand eine Materialumwandlung statt. Aus den Blitzen schälte sich etwas hervor. Tiere. Ratten!

Bisher hatte Glenda sich vorzüglich gehalten und nichts gesagt. Plötzlich entdeckte sie diese widerlichen graubraunen Tiere mit den

kleinen, tückischen Augen, und sie zählte nicht nur zwei oder drei, sondern gleich sechs von ihnen.

Jane Collins stand da und lachte. Sie dirigierte die Tiere, die auf ihr Kommando hörten, denn die Ratten blieben nicht still, sondern fingen an, sich heftig zu bewegen, indem sie einen Kreis um Glenda Perkins zogen. Scharf war der Pfiff, den Jane Collins zwischen den Zähnen ausstieß. Ein Zeichen für die ekligen Ratten, sich noch schneller zu bewegen. Sie huschten vor der entsetzt dastehenden Glenda Perkins her, die nicht mehr zurückkonnte, weil sich in ihrem Rücken die Wand befand. Es gab nicht mehr viel, vor dem Glenda mehr Angst gehabt hätte als vor diesen Ratten.

Sie waren nicht aufzuhalten. Immer schneller wurden sie. Es hatte für Glenda den Anschein, als wollte eine Ratte die andere überholen oder überspringen, und jedesmal, wenn sie sich an ihrer Seite befanden, kamen sie so nahe heran, dass sie schon über ihre Füße huschten. Glenda versteifte. Ihr Gesicht verzog sich. Ekel zeigte sich darin. Sie holte nur durch den offenen Mund Luft, schluckte und atmete röchelnd. Ein Schrei schreckte sie auf. Jane Collins hatte ihn ausgestoßen. Er galt den Ratten, die sofort in ihren Bewegungen innehielten und stoppten.

»Schön, nicht wahr?« flüsterte die Hexe, schaute Glenda hasserfüllt an und schlug ihren Arm vor, wobei sie gleichzeitig den Finger ausstreckte. Die Ratten bekamen einen neuen Befehl. Widerstandslos gehorchten sie - und sprangen. Ihr Ziel war Glenda Perkins!

Wir gerieten mitten hinein in den Trubel von Kensington. Swinging London! Das war einmal der große Begriff gewesen und war zu einer Weltanschauung hochstilisiert worden. Hier war er entstanden. Hier hatte man das Swinging London erleben können, all die verrückten Künstler, die Maler, die Bildhauer, die Schauspieler oder einfach nur die Leute, die ausflippen wollten und nach neuen

Ideen suchten. Das Londoner Westend war zu einem Mekka der Fotografen geworden. Was in der Stadt Rang und Namen als Fotokünstler hatte, zog sich dorthin zurück, und deshalb gab es nirgendwo so viele schöne Mädchen wie im Westend.

Dies jedenfalls behaupteten Kenner.

Auch wir merkten es. Die Sonne hatte die Girls aus ihren Schlupflöchern getrieben. Dass der Minirock wieder im Kommen war, sahen wir besonders in diesem Viertel. Fast jedes zweite Girl lief im Minirock umher. Die Stofffetzen leuchteten in grellen Farben, manche waren auch gestreift oder punktiert. Erlaubt war, was gefiel. Ich bin kein Mönch und hätte wirklich so manchen Blick riskiert, aber ich dachte an unseren Fall und auch an Glenda Perkins, die in großer Gefahr schwebte, falls sie überhaupt noch lebte.

Es war schwierig, durch den Wirrwarr der Straßen zu finden. Zudem lag das Aerobic Center ziemlich abseits, also nicht an den Einkaufsstraßen, sondern mitten in der Szene.

Zu allem Pech gerieten wir noch in ein Straßenfest und kamen nicht mehr weiter. Einen Parkplatz fanden wir sowieso nicht. Deshalb griff ich zu einem alten Trick und stellte meinen Silbergrauen auf dem Platz des nächstliegenden Reviers ab.

Zu Fuß gingen wir weiter, nachdem die Beamten versichert hatten, auf den Bentley Acht zu geben.

Wir waren voll bewaffnet, und ich hatte mich auch nicht gescheut, meinen Bumerang mitzunehmen. Er war zwar unhandlich, aber ich dachte daran, dass er mir so manches Mal schon wertvolle Dienste geleistet hatte. Uns war zwar die Adresse des Aerobic Center bekannt, jedoch wussten wir nicht genau, wo der Bau lag. Zudem kannte ich mich in Kensington nicht besonders gut aus.

Auf dem Weg zu unserem Ziel gerieten wir wieder in den Trubel des Straßenfestes. Dieses Fest unterschied sich in vielem von den Festen üblicher Art. Man merkte sofort, wer es inszeniert hatte.

Künstler und welche, die sich dafür hielten, hatten ihrer Phantasie freien Lauf gelassen. Man konnte das Gefühl haben, in einen Karnevals-oder Maskentrubel hineingeraten zu sein.

Die Leute trugen Kostüme, wobei eines das andere in seiner Buntheit zu übertreffen versuchte. Eine kleine Freilichtbühne war aufgebaut worden, wo junge Schauspieler dem alten Shakespeare wieder zu neuem Glanz verhalfen. Nicht weit entfernt sahen wir einen Flammenschlucker, und neben ihm stand ein Zwerg, der mit Ringen jonglierte, die größer waren als er. Kinder klatschten Beifall, wenn er es schaffte, alle vier Ringe gleichzeitig in die Luft zu werfen, ohne sie nach dem Auffangen fallen zu lassen.

Suko blieb stehen und deutete schräg zu einem Straßenschild hoch.

»Eigentlich müssten wir am Ziel sein. In dieser Straße soll das Center liegen, soviel ich mich erinnere.«

Zu sehen war nichts. Fahrbahnen und Bürgersteige waren voll, soweit wir blicken konnten, aber ein Stück entfernt lösten sich die Massen ein wenig auf. Wir sahen zu, dass wir uns durchwühlten. Es roch nach Fish and Chips. Auch nach Hot Dogs und Popcorn. Ein kleines Karussell war ebenfalls aufgebaut worden, und wir gerieten auf einen Trödelmarkt, wo alles mögliche verkauft wurde. Wenn ich mir die Menschen so anschaute und daran dachte, dass sich Wikka hier eingenistet hatte, konnte ich schon eine Gänsehaut bekommen. Sicherlich waren diese künstlerisch begabten Menschen für Magie oder Okkultes sehr empfänglich. Wikka und der Teufel brauchten nur in die Vollen zu greifen.

Bis zur Wohnung dieser Bea war es auch nicht allzu weit, vielleicht vier Blocks, und ich wurde das Gefühl nicht los, dass sich der gesamte Fall hier in Kensington konzentrierte.

Als wir die zahlreichen Stände des Straßenfestes hinter uns gelassen hatten und unsere Sicht auf die Hausfassaden wieder klar geworden war, sahen wir auch die Reklame.

AEROBIC CENTER

In großen gelben Lettern war es an die rot angemalte Hauswand gepinselt worden. Jeder Buchstabe zeigte eine etwas geschwungene Form und sollte wohl die Bewegung ausdrücken, die der Kunde in dem Kursus bekam.

Das Haus war ziemlich breit. Zahlreiche Fenster lockerten die Wand auf. Sie standen dicht nebeneinander, der Zwischenraum war nicht größer als eine Armlänge. Die Fenster lagen in der ersten Etage. Dort befand sich bestimmt der Saal, wo nach der Disco-Musik getanzt wurde. Die unteren Fenster rechts und links neben der Tür waren kurzerhand zugemauert worden. Auf den roten Backsteinen hatten irgendwelche Künstler ihre Bilder verewigt.

Suko steuerte die Tür an, drückte die Klinke herunter, und als ich neben ihm stand, hob er die Schultern.

»Geschlossen?« fragte ich.

»Ja.«

»Probier mal die Klingel.« Ich hatte den in der Hauswand eingelassenen Knopf entdeckt.

Suko vergrub ihn unter seinem Daumen. Wir hörten sogar eine Glocke, allerdings rührte sich nichts. Niemand kam, um uns die Tür zu öffnen. Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Es war noch ziemlich früh. In der Regel begannen die Kurse meist am späten Nachmittag oder frühen Abend, doch so lange wollten wir nicht warten. Für uns zählte jede Sekunde, denn Glendas Lebensgefahr blieb bestehen.

Ein Stück weiter nach links, genau dort, wo das Haus mit seiner Breitseite an das nächste mündete, befand sich eine Einfahrt. Sie war unser nächstes Ziel.

Noch bevor wir sie erreicht hatten, hörten wir den Stimmengewirr. Zwei Mädchen kamen uns entgegen. Sie schienen leicht high zu sein, hatten sich untergehakt und tänzelten lachend an uns vorbei. Die Einfahrt führte, das konnten wir genau erkennen, in einen Hof und an

der anderen Seite wieder auf die Parallelstraße. Im Hof selbst gab es eine kleine Pinte oder einen Pub, jedenfalls entdeckten wir draußen stehende Tische und Stühle, die fast alle besetzt waren. Ich gab Suko einen Stoß. »Komm, wir schauen uns die Sache mal an. Kann ja nicht schaden, ein wenig Ortsbesichtigung zu machen.«

Mein Freund war einverstanden.

Die Gäste schienen vom Straßenfest gekommen zu sein. Ein buntes Künstlervölkchen hockte an den Tischen und feierte. Die Getränke flossen in Strömen, zwei Kellner hatten alle Hände voll zu tun, um den Durst der Leute zu löschen.

Ein junger Mann lehnte selbstvergessen an einer Mauer und spielte Geige. Es waren Zigeunermelodien, die uns entgegenschwangen. Niemand achtete auf ihn, die übrigen Gäste waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Und noch etwas sahen wir. Es versetzte uns in Erstaunen, dass sich innerhalb des Hofes tatsächlich ein Parkplatz befand, wo einige Fahrzeuge abgestellt waren.

Mein Blick glitt über die Autos hinweg, und ich zuckte zusammen, als Suko mich hart in die Rippen stieß. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er, »träume ich?«

»Wieso?«

»Mensch, John, das ist Glendas Wagen.«

Jetzt sah ich ihn auch. Es war der Mini Cooper, den Glenda Perkins fuhr. Ich verglich das Nummernschild. Kein Zweifel, wir hatten ihren Wagen vor uns.

Suko stand schon neben dem Fahrzeug und schaute hinein. Vielleicht konnten wir dort irgend etwas entdecken, was auf Glendas Aufenthaltsort hinwies.

Unsere Hoffnungen wurden enttäuscht. Der Wagen war leer. Keine Spuren, die uns weitergeholfen hätten.

Suko schaute mich an. »Sag was, John.«

Ich holte tief Luft. »Die Frage ist, ob Glenda den Wagen freiwillig hierher gefahren hat, dazu gezwungen worden ist oder ob der Mini von einem anderen gesteuert wurde.«

»Jedenfalls gehst du davon aus, dass sie sich, weil ihr Wagen hier steht, auch in der Nähe befinden muss.«

»So ist es.«

Suko schaute zurück. Ich tat es ihm nach, und beide sahen wir jetzt die Rückseite des Aerobic Center. Zahlreiche Fenster lockerten sie auf, und wir fragten uns, ob sich hinter diesen Fenstern Glenda Perkins verborgen hielt.

»Ich wäre dafür, dem Turnsaal mal einen Besuch außer der Reihe abzustatten«, schlug Suko vor.

Wir wollten allerdings nicht den normalen Eingang benutzen, sondern von der Rückseite her kommen. Irgendwie waren die Gäste des Lokals auf uns aufmerksam geworden, denn wir fielen allein schon wegen unserer Kleidung auf.

Die anderen konnte man als bunte Vögel bezeichnen. So jedenfalls waren sie angezogen Farbige Blusen, Röcke und Gewänder. Auch die Männer liefen kaum anders herum. Einige von ihnen hatten einen Huttick. Sie trugen Kopfbedeckungen, die sie gleichzeitig auch als Regenschirme verwenden konnten, so breit waren die Krempen.

»Habt ihr euch verlaufen?« Eine Frau sprach uns an. In ihrem Gesicht klebte die Schminke fingerdick. Das Haar hatte sie grellrot gefärbt, und ihr Flattergewand besaß eine giftgrüne Farbe.

»Nein«, sagte Suko. »Wir suchen was.«

»Das findet ihr hier sowieso nicht«, lachte sie und wandte sich den anderen aus der Gruppe zu. Es waren nur Frauen, die an dem Tisch saßen und uns fixierten.

Eine zierliche Person mit schwarzen Haaren stach ihren Finger in meine Richtung. »Dich habe ich schon gesehen. Du bist doch ein Bulle, nicht wahr.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Bea. Du warst bei Bea und auch bei Rita. Ja, ich erinnere mich sehr deutlich, Bulle.« Sie drehte den Kopf und tat so, als würde sie ausspeien.

»Wir mögen hier aber keine Bullen, Haut ab!«

»Ja, haut ab!« schrie auch die Rothaarige.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als ihre Freundinnen in den Chor mit einstimmten. »Bullen weg! Bullen weg!« so klang es uns entgegen, und es war klar, dass auch die anderen Gäste längst aufmerksam geworden waren.

Die meisten sprangen auf. Polizisten waren nicht sehr beliebt. Auch bei diesen zumeist harmlosen Künstlern nicht, die plötzlich Blut geleckt hatten und damit begannen, rhythmisch in die Hände zu klatschen. Dabei sangen sie fortwährend im Chor »Bullen raus!« Auch die Frauen hatte es nicht mehr auf ihren Sitzen gehalten. Sie waren aufgesprungen und gingen neben uns her, während wir den Hintereingang des Gebäudes ansteuerten.

Sukos Gesicht blieb unbewegt, ich ärgerte mich, aber ich riss mich zusammen und ließ mir nichts anmerken, auch dann nicht, als uns die Weiber umtanzten.

Die konnten nicht normal sein. Als jemand nach mir griff, wehrte ich die Hand wütend ab und hörte das schrille Kichern, das sie mir entgegenschleuderte. Dieses Gekreische erinnerte mich fatal an das einer Hexe.

Hatten wir es hier mit Hexen zu tun?

Als ich daran dachte, blieb ich stehen, während die Weibsleute ihren Tanz nicht unterbrachen und uns immer wilder umrasten. Ich dachte dabei an Bea und Rita. Zumindest eine von ihnen hatte vor dem Kreuz Angst gehabt.

Diese hier vielleicht auch?

Den Test konnte ich nicht mehr starten, denn als ich meine Hand

erhoben hatte, löste sich der wilde Reigen auf, und die Frauen zogen sich lachend und kreischend zurück.

»Wahnsinn«, sagte Suko, als wir unbehindert auf den Hintereingang des Hauses zuschritten.

Ja, so konnte man es bezeichnen. Bevor ich das Haus betrat, schaute ich mich noch einmal um. Sie hatten sich noch nicht gesetzt, sondern blickten uns nach. Ihre Gesichter waren zu einem Grinsen verzerrt, die Münder wirkten wie lange, rote Streifen.

Gingen wir in eine Falle?

Wohl war mir nicht in meiner Haut. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als wüssten sie mehr, als sie eigentlich zugeben wollten. Aber konnte ich sie fragen? Nein, diese Blöße durften wir uns nicht geben. Für uns war zunächst die Schule interessant.

Wir verschwanden im Halbdunkel des Hauses und sahen auch sehr schnell einen alten Gitterfahrradstuhl. Als großer viereckiger Kasten stand er in der Mitte.

Suko ließ seinen Blick in die Höhe gleiten, während ich an meinem Freund vorbeischritt und auf eine Treppe deutete. »Die nehmen wir, Alter. Der Aerobic-Raum liegt in der ersten Etage.«

»Okay.«

Schilder wiesen uns den Weg. Der Schriftzug war der gleiche wie der an der Hauswand, nur verkleinert, so dass wir unser Ziel überhaupt nicht verfehlen konnten.

In der ersten Etage erreichten wir einen ziemlich breiten Flur, in dem auch zwei Bänke standen. Lebewesen sahen wir nicht. Das heißt, wir waren die einzigen Menschen, die sich vor der breiten Doppeltür aufhielten, die zum Studio führte.

Die Tür war verschlossen. Wir sahen auch das Schild und waren überrascht, die Zeiten zu lesen, an denen die Kurse liefen. Demnach musste der Club jetzt geöffnet haben. Weil dies aber nicht so war, gab es sicherlich einen Grund.

Hieß der vielleicht Glenda Perkins?

Ich war sicher, sie irgendwo in der Nähe zu finden. Leider kannte ich dieses Haus nicht, und ich konnte es auch nicht einfach durchsuchen, dazu fehlte mir die richterliche Handhabe.

»Was machen wir?« fragte Suko.

»Einschlagen dürfen wir die Tür nicht«, antwortete ich und peilte auf den Klingelknopf.

Suko drückte ihn. Er war in diesen Dingen kurz entschlossen. Beide hofften wir, dass sich etwas rührte. Wir rechneten allerdings nicht damit und waren deshalb doppelt überrascht, als wir Schritte hörten. Wenig später kratzte ein Schlüssel von der anderen Seite her im Schloss, dann wurde die Tür aufgezogen.

Was immer wir auch erwartet hatten, jedenfalls nicht so ein kleines Männchen, das sich breitbeinig vor uns aufgebaut hatte und hoch starrte.

»Sie wünschen?«

Ich schaute mir den schmalschultrigen Mann mit dem Geierkopf und den wenigen Haaren darauf an. Das war wirklich eine Witzblattfigur. Er hatte ein faltiges Gesicht, in dem besonders der große Schnauzbart auffiel.

»Dies hier ist doch eine Aerobic-Schule, nicht war?« erkundigte ich mich.

»Sicher.«

»Laufen die Kurse denn nicht?«

»Nein.«

»Aber es steht angeschlagen«, sagte Suko.

Der Zwerg meinte: »Papier und Schilder sind geduldig. Heute fällt der Kursus aus.«

»Haben Sie einen Grund?«

»Klar, das Straßenfest. Die sind alle unten.«

»Sie meinen die Schülerinnen?«

»Genau, Mr. Chinese.«

Ich hatte noch eine Frage. »Sind Sie zufällig Eric Turner, der Chef dieser Bude?«

Er kicherte hohl. »Nein, Mister, nein. Das hat mich noch niemand gefragt.«

»Ist das so ungewöhnlich?«

Er lachte und rieb sich dabei die mageren Hände. »Sie kennen Mr. Turner nicht?«

»Hätte ich dann gefragt?«

»Sicher nicht. Ich bin es auf jeden Fall nicht. Haben Sie sonst noch Fragen?«

Er wollte uns loswerden, das stand fest, aber ich hatte noch etwas auf dem Herzen. »Ja, Mister. Wo können wir Eric Turner finden?«

»Was wollen Sie denn von ihm?«

»Vielleicht melden wir uns an.«

Er schüttelte seinen Kopf. »Kommen Sie morgen wieder. Jetzt haben wir keine Zeit für so etwas.« Er wollte die Tür zurammen, da war aber Sukos hochkant gestellter Fuß, der sie auf dem halbem Wege stoppte.

»Moment, großer Meister, so einfach ist das nicht. Wir werden uns in dieser Schule umsehen, ob Sie es wollen oder nicht Hier!« Suko griff in die Tasche und holte seinen Ausweis hervor. »Polizei, mein Lieber. Sie können bei uns bleiben, wenn wir mal einen Blick in diese Schule werfen. Einverstanden?«

Der Zwerg schaute sich den Ausweis an. Schließlich hob er seine Schultern. »Ich kann Sie nicht hindern.«

Wir hoben die Schultern »Sie haben sicherlich nichts zu verbergen«, schlug ich ihm eine goldene Brücke.

»Was suchen Sie eigentlich?«

»Das werden wir sehen, wenn wir in der Schule sind«, antwortete der Inspektor.

Der Mann gab den Weg frei, und wir traten über die Schwelle. In einen Vorraum gerieten wir, wo nur eine dürftige Beleuchtung brannte. Einige Gänge zweigten ab. Einer von ihnen führte zu den Umkleidekabinen, wie wir auf einem Schild lesen konnten. Es klebte inmitten zahlreicher greller Plakate, die samt und sonders für Aerobic warben.

»Was wollen Sie denn alles sehen?« fragte der Knabe. Ich blieb stehen.

»Sie können ja auch Mr. Turner holen.«

»Tut mir leid, ich weiß nicht, wo er steckt. Bestimmt hat er sich unter das Volk gemischt. Schließlich feiern wir ein Straßenfest. Das dürfen sie nicht vergessen.«

»Natürlich. Und wo wird die Gymnastik durchgeführt?« wollte ich wissen.

»Kommen Sie mit.« Der Mann schüttelte den Kopf und schlurfte vor uns her.

Wir gingen über einen Parkettboden und erreichten am Ende des Ganges eine große Tür, die aufgeschoben werden musste. Sie lief auf Rollen und bewegte sich ziemlich leicht. Die Öffnung wurde sehr groß, so dass wir fast den gesamten Gymnastikraum überblicken konnten. Kein typischer Turnhallengeruch wehte uns entgegen, sondern eine Mischung aus Parfüm und Schweiß. Wahrscheinlich funktionierte die Belüftung nicht.

Wir blickten in den großen Raum und sahen gegenüber die zahlreichen Fenster, die wir schon von der Straße her entdeckt hatten. Rechts von uns befand sich das Pult. Darauf stand eine Hi-Fi-Anlage. Die Schallplatten standen in Kästen.

Leer war der große Raum. Das Parkett glänzte matt. An zahlreichen Stellen hatte es Macken bekommen, und wir sahen auch Abdrücke von Füßen.

Ich ging vor, um mir einen Eindruck dieses Turnhallenraumes zu

verschaffen.

Vor mir war die große Wand von zahlreichen Fenstern durchbrochen. An den Breitseiten sah ich keine Fenster. Dafür Bilder. Leider war das Licht sehr schlecht. Ich musste näher heran, um die Motive der Malereien besser zu sehen.

Ich war überrascht, denn die Bilder hatten zwei Dinge gemeinsam. Erstens waren sie auf eine gewisse Art und Weise abstrakt zu nennen, und zweitens zeigten sie eigentlich immer das gleiche Motiv. Flammen! Mal so gemalt, wie sie eigentlich waren, mal etwas verfremdet oder verzerrt. Jedenfalls Flammen, und ich zog natürlich sofort meine Verbindungen, denn nicht umsonst hatte ich die Wirkung des Feuers bei dem Mädchen Rita gesehen.

Und auch hier die Flammen. Gab es Zusammenhänge? Ich drehte mich wieder um, ohne etwas von meinem Verdacht gesagt zu haben. Suko stand in der Nähe des Zwergs.

»Haben Sie genug gesehen?« fragte dieser.

Suko antwortete mit einer Gegenfrage: »Kennen Sie zufällig ein Mädchen namens Rita?«

Er lachte schallend. »Mister, fragen Sie mich etwas Leichteres. Was meinen Sie, wie viele Girls hier herumlaufen, die den Namen Rita tragen. Ehrlich, ich kann die Namen nicht alle behalten. Tut mir leid, Mister.«

»Oder Bea?«

»Auch nicht.«

Ich wurde ärgerlich, als ich auf ihn zuschlenderte. Vielleicht hatte er den Namen wirklich noch nicht gehört, aber er hätte zumindest überlegen können.

»Denken Sie nach, Meister. Bea! Dieser Name ist zumindest ungewöhnlich. Daran müsste man sich doch erinnern!«

»Sie wohnen nicht im Westend?«

»Nein.«

»Das merkt man«, sagte er ein wenig überheblich. »Dann wüssten Sie, dass ausgefallene Namen hier an der Tagesordnung sind. Wenn Sie mich nach einer June, Jane oder Carol gefragt hätten, wäre das etwas anders gewesen. Hier sind die ungewöhnlichen Namen normal, wenn Sie verstehen, was ich meine, Mister.«

»Sehr gut sogar.«

»Wollen Sie jetzt wieder gehen?«

»Noch nicht.«

Der Mann vor uns verdrehte die Augen »Meine Güte, was haben Sie denn jetzt noch?«

»Wir sahen vorhin Wagen auf dem Hof parken.«

»Ja, ja, das ist so üblich.«

»Kennen Sie die Besitzer der Autos?«

»Die meisten.«

»Da stand ein Mini Cooper«, nahm mein Freund Suko den Faden auf. »Wissen Sie, wem dieser Wagen gehört?«

»Nein. Der ist neu. Ich habe mich schon darüber gewundert.«

»Und Sie haben auch nicht gesehen, wie er ankam?« hakte ich weiter nach.

»Ich habe etwas anderes zu tun.«

»Was denn?« wollte Suko wissen.

»Ich bin hier für verschiedene Dinge verantwortlich. Ich reinige die Nassräume. Manchmal verteile ich auch Werbematerial oder sitze an der Kasse. Getränke verkaufe ich auch.«

»Und aus welchem Grunde sind Sie heute hier?«

»Kann ich jetzt auch nicht sagen. Das Straßenfest kam so plötzlich. Ich hatte ja erst gedacht, dass die Damen zum Kursus kämen, aber jetzt sitzen sie unten.«

»Es besteht auch keine Chance, dass sie noch hochkommen und anfangen?«

»So wie die feiern nicht.«

Da hatte er recht, und wir standen da wie die begossenen Pudel. War die Schule harmlos, oder war sie es nicht? Eine Antwort auf die Frage wusste ich nicht, und auch der Kalfaktor hatte völlig harmlose Antworten gegeben.

Dennoch blieb bei mir ein ungutes Gefühl zurück. Zudem brauchte ich nur die Bilder zu sehen. Die gefielen mir überhaupt nicht, obwohl sie völlig harmlos aussahen, aber gegen Flammen war ich nun mal ein wenig allergisch in der letzten Zeit.

»Sollen wir?« fragte Suko.

»Ich gehe nur noch einmal rum.«

Suko wollte auch nicht an der Tür stehen bleiben und begleitete mich. Wir blieben vor den Bildern stehen. Ohne dass ich etwas erklären musste, sagte der Inspektor. »Das können Flammen sein!«

»Stimmt.«

»Also ist doch etwas faul.«

»Daran habe ich auch gedacht. Wir werden nicht verschwinden, Suko, sondern das Haus auf den Kopf stellen.«

»Vielleicht sollten wir uns mal mit den so netten Damen unten im Hof unterhalten. Möglicherweise wissen die mehr.«

»Das wäre nicht...«

Ein dumpfer Schlag stoppte mein nächstes Wort. Beide fuhren wir herum, denn das Geräusch war in unserem Rücken aufgeklungen. Und beide sahen wir auch den Grund. Der Kalfaktor hatte uns reingelegt. Jetzt war die Doppeltür zu.

Einen Moment standen wir noch auf dem Fleck und hörten schon die Stimme des Kleinen. Er lachte dabei, während er die Worte schrie:

»Reingefallen, ihr Schnüffler.«

Ich hämmerte gegen das Holz. »Seien Sie vernünftig, Mann. Schließen Sie auf!«

»Nie!« kreischte er. »Nie...«

Suko schaute sich schon das Schloss an. Es gab keines von dieser Seite, wie er schimpfend feststellte. Die beiden Hälften waren eingerastet und ließen sich auch nicht bewegen.

Wir steckten in der Falle.

Das hatte uns gerade noch gefehlt. Ich hätte die Tür am liebsten eingeschlagen, aber das Holz sah mir zu stabil aus. Und die beiden Griffe bekam ich auch nicht auseinander, obwohl ich es versuchte. Meine Finger glitten immer wieder ab. Da war nichts zu machen. Man hatte uns nach allen Regeln der Kunst geleimt.

Ich versuchte es noch einmal. »Seien Sie doch vernünftig, Mann! Sie machen sich nur unglücklich!«

»Schnauze, Schnüffler!«

»Und was soll das werden, wenn es fertig ist?«

»Das werdet ihr schon sehen. Vielleicht kommt Mr. Turner noch. Aber wartet erst einmal ab.« Er fügte noch ein widerliches Lachen hinzu und ging dann weg. Zuerst hörten wir noch seine Schritte. Sie wurden leiser und verstummten.

Suko und ich schauten uns an. Mein Freund hob die Schultern »Damit hätte keiner rechnen können«, sagte er.

Ich gab ihm recht. »Allerdings frage ich mich, welche Überraschung sie jetzt noch auf Lager haben.«

»Das ist die Frage.«

Wir traten von der Tür weg und wandten uns der Raummitte zu. Noch war alles ruhig, nur unsere Schritte hörten wir, und das Parkett unter den Füßen bewegte sich an manchen Stellen, wenn wir weitergingen. Als wir das Knacken vernahmen, blieben wir stehen. Im ersten Augenblick wussten wir nicht, woher es kam, bis wir schließlich an die Lautsprecher dachten und unsere Blicke auf sie richteten. Aus den schwarzen Kästen waren die Geräusche gekommen. Sie hörten sich an, als wollte jemand ausprobieren, ob die Lautsprecher auch in Ordnung waren. Und einen Augenblick

später vernahmen wir die Stimme. Ein Mann sprach.

»Ich begrüße euch, John Sinclair und Suko. Dabei freue ich mich sehr, dass ihr den Weg zu uns gefunden habt. Vielen Dank!«

»Wer sind Sie?« fragte Suko.

»Turner. Eric Turner«, antwortete er.

»Haben Sie auch einen anderen Namen?« Ich hatte die Frage gestellt und bekam zunächst ein Lachen als Antwort.

»Einen anderen Namen, fragst du. Sicher habe ich den. Ich besitze viele Namen, Geisterjäger. Manche nennen mich den besten Bräutigam der Welt, andere wiederum sagen...«

»Teufel, nicht wahr?«

»Ja, Sinclair, genau. Teufel oder Asmodis, wenn es dir recht ist. Einverstanden?«

Ich warf Suko einen Blick zu. Mein Partner nickte nur. Er hatten auch begriffen.

»Und wo steckst du?« wollte ich wissen.

»Ganz in eurer Nähe.«

»Dann ist Glenda Perkins bei dir.«

»Natürlich. Sie ist schließlich meine Braut. Sie wollte sich mir an den Hals werfen, und ich habe ihr Liebe gegeben. Liebe, die der Teufel schenkt. Sie ist so etwas von einmalig und gut, dass niemand an ihr vorbeikommt. Verstehst du, Sinclair?«

Ich verstand nichts, ich wollte auch nicht verstehen, aber ich konnte mir vorstellen, was der Satan mit den Menschen machte, die in seinen Bann gerieten. Vor allen Dingen mit Frauen. Voller Wut ballte ich die Hände. Im Moment war ich sprachlos.

Der Teufel schien meinen Zustand zu merken, denn er fragte weiter:

»Möchtest du sie hören, Sinclair?«

»Ja.«

»Dann gebt Acht, ihr beiden. Glenda Perkins wird sich gleich mit euch in Verbindung setzen.«

Es dauerte wirklich nur Sekunden, bis wir die böse Überraschung erlebten. Danach traf es uns knüppeldick.

Wir hörten die gellenden Schreie, und es gab keinen Zweifel, dass Glenda sie ausgestoßen hatte...

Die ersten beiden Ratten sprangen!

Glenda war so entsetzt, dass sie nicht mehr ausweichen konnte. Die heiße Furcht nagelte sie auf der Stelle fest. Sie sah die Ratte immer größer werden, und es kam ihr vor, als würde sie bewusst den Sprung verzögern, um Glenda in noch größere Angst zu versetzen. Die Berührung. Plötzlich fand die Ratte ihren Platz auf Glendas rechter Schulter, die Frau spürte das Gewicht und auch die kleinen Pfoten, die Krallen haben mussten, denn sie stachen in Glendas Fleisch und hielten sich dort fest.

Die nächste Ratte hatte sich ein anderes Ziel ausgesucht. Sie fand es auf Glendas linker Schulter. Dort blieb sie hocken, lauerte und wartete, bis die dritte Ratte sich abstieß.

Der graubraune Körper wuchtete durch die Luft. Er streifte noch Glendas Gesicht, der Schwanz peitschte wie ein dünne Schnur gegen ihre Nase, fuhr auch über die Lippen, und der Ekel rollte in diesen Augenblicken in der Frau hoch.

Glenda versteifte noch mehr. Eine Gänsehaut setzte sich auf ihrem Rücken fest. Zudem hatte sie eine schreckliche Furcht, und sie schüttelte sich wie eine Wahnsinnige.

Die Ratten blieben, vor allen Dingen die dritte. Sie schaffte es, an Glendas Gesicht hochzuklettern und erreichte auch ihr Ziel, nämlich den Kopf der Frau. Im Haar fand sie ihren Platz.

Die Frau rührte sich nicht. Sie starrte nach vorn. Unbeweglich war auch ihr Gesicht, bis auf die geöffneten Lippen, denn sie zitterten, und Glenda klapperte vor Angst und Grauen mit den Zähnen. Es war unheimlich, was sie da erlebte. Normalerweise wäre sie

durchgedreht und davongelaufen, aber da standen drei Gegner vor ihr, die so etwas nicht zuließen.

Alle hatten ihren Spaß. Vor allen Dingen Jane Collins, die ihren Mund zu einem breiten Lächeln verzogen hatte und zuschaute, was Glenda tun würde.

Zwischen Jane und Glenda hüpfen noch weitere Ratten umher. Sie tanzten einen Reigen sprangen in die Höhe, und jedesmal, wenn sie wieder den Boden berührten, vernahm Glenda Perkins das hässliche Klatschen der Körper.

»Springen, springen!« schrie Jane Collins und lachte dabei, während sie zusätzlich noch in die Hände klatschte. »Los, springt, ihr kleinen Tierchen!«

Die graubraunen Nager gehorchten. Jane Collins besaß eine gewisse Macht über sie. Sie hatte ihre Hexenkünste eingesetzt, denn sie besaß ja den ersten Grad, wie sie Glenda selbst kundgetan hatte. Tiermagie. So harmlos hörte es sich an, doch wie schrecklich es war, erlebte Glenda in diesen für sie endlos erscheinenden Sekunden. Wieder stießen sich zwei Körper ab. Die Tiere sprangen wie dressiert. Sie jagten in die Höhe, klatschten gegen Glendas Körper und klammerten sich mit ihren kleinen Krallen am Stoff des Kleides fest. Eine fiel wieder hinunter und hatte kaum den Boden berührt, als sie sich erneut abstieß. Zwischen Glendas Haut und den Rattenfüßen befand sich nur der dünne Stoff des Kleides. Und der war so gut wie kein Hindernis. Glenda hatte das Gefühl, als würden die Ratten auf ihrer bloßen Haut am Körper hoch laufen.

Immer weiter krabbelten sie. Sie waren einfach nicht aufzuhalten, und die dunkelhaarige Frau verging fast vor Angst und Grauen. Jane Collins genoss ihre Rache! Und Glenda wusste dies. Dabei war sie so hilflos wie ein kleines Kind. Sie konnte sich nicht gegen diese Attacken wehren. Hätte sie sich bewegt, wären die Ratten sicherlich über sie hergefallen und hätten sie getötet.

Turner und Wikka ließen Jane in Ruhe »genießen«. Sie hatte zu lange auf den Augenblick gewartet, und dieses Rattenspiel sollte erst der Beginn eines langen Rachewegs sein. Sie bewegte wieder ihre Finger. Glenda sah dies nur verschwommen. Für einen Moment hatte sie Angst, dass Jane Collins eine ganze Rattenflut herbeizaubern würde, das geschah nicht. Die letzte Ratte sollte springen.

Sie stieß sich ab. Ihr Ziel war Glendas linker Oberschenkel, den sie mit traumwandlerischer Sicherheit traf und sich sofort mit ihren Pfoten im Kleiderstoff festkrallte. Dort blieb sie, während die zweitletzte Ratte am anderen Bein einen Platz gefunden hatte.

Fünf Ratten bedeckten den Körper der Glenda Perkins, die sich noch immer nicht rührte. Dabei atmete sie so flach und leise, dass es überhaupt nicht auffiel. Man hätte meinen können, dort würde eine Tote stehen, aber keine lebende Person.

»Wenn du dich bewegst, werden sie beißen«, erklärte Jane mit kalter Stimme. »Lass es lieber...« Sie trat ein wenig näher. Glenda sah ihr Gesicht wie durch einen Schleier. Dennoch fiel ihr das Lächeln des Mundes auf. Es war ein kaltes, grausames Lächeln. Man merkte ihr an, wie sehr sie ihre Rache genoss, und die nächsten Worte stieß sie flüsternd hervor.

»Hast du schon mal erlebt, wie es ist, wenn Ratten anfangen zu nagen? Du merkst zuerst nur die kleinen Stiche. Gar nicht mal schlimm, ähnlich wie bei Spritzen, die dir ein Arzt gibt. Manche sprechen sogar von einem süßen Schmerz. Vielleicht stimmt es, doch dieser Schmerz wird schlimmer und ärger, je weiter sie nagen und beißen. Du wirst von einer Hölle in die andere taumeln, glaubst überall nur die Zähne der Biester an deinem Körper zu spüren. Wie sie hacken, wie sie reißen und beißen. Sie kommen durch, nichts kann sie hindern. Es soll sogar Ratten geben, die Beton durchgenagt haben. Man muss ihnen nur lange genug Zeit dazu geben. Wie gefällt dir das, kleine Glenda?«

Sie sagte nichts. Sie stand nur starr da und schaute auf die ehemalige Detektivin, die sich auf so schreckliche Weise verändert hatte. Sie war ein grauenvolles Geschöpf geworden, das zwar menschlich aussah, aber unmenschlich und teuflisch reagierte.

Schlimm für einen Menschen.

Jane Collins streckte ihren Arm aus. Die Fingerspitzen blieben auf Glendas Körper liegen. Dicht unter ihrer linken Brust fanden sie ihren Platz, und Jane fühlte nach dem Herzschlag. Sie merkte genau, wie es pochte.

Überlaut sogar und auch hektisch. Das war kein normaler Herzschlag mehr. Er zeugte von Angst, die Glenda Perkins empfand. Und Jane Collins weidete sich daran.

»Ich überlege mir noch, ob ich dich wirklich am Leben lasse«, erklärte sie. »Vielleicht sollte ich jetzt schon Schluss machen und nicht erst später. Was meint ihr?« fragte sie, löste ihre Hand von Glendas Körper und wandte sich um.

Wikka erwiderte nichts. Ihr verbranntes Gesicht blieb unbeweglich. Auch die beiden aus der Stirn wachsenden Schlangen waren zur Ruhe gekommen. Eric Turner aber mischte sich ein.

»Sie gehört dir, das weißt du. Aber du solltest dich beherrschen. Es gibt Dinge, die sind schlimmer als der Tod. Denke daran. Und so etwas solltest du unbedingt an deiner kleinen Freundin ausprobieren. Dabei hast du meine Unterstützung.«

Jane verbeugte sich ein wenig. »Ich danke dir, und ich denke auch dabei immer an meinen speziellen Freund John Sinclair. Nichts wird ihn so treffen wie die Vernichtung seiner Sekretärin, an der er ja so hängt, wie er schon bewiesen hat.« Sie drehte sich wieder um. »Nicht wahr, kleine Glenda? Ihr habt doch schon miteinander geschlafen. Ihr...«

Da riss bei Glenda der Faden. Bisher hatte sie alle Demütigungen über sich ergehen lassen, nun war es aus, und sie schleuderte der

ehemaligen Detektivin die nächsten Worte entgegen.

»Ja, ja!« schrie sie. »Ja, verdammt! Wir haben schon miteinander geschlafen, und das nicht nur einmal. Damit du es genau weißt, du verdammte...«

»Hüte deine Zunge!« brüllte Jane. Ihre Augen flammten, und plötzlich zuckte Glenda zusammen, denn die Ratten hatten von ihrer Herrin einen unhörbaren Befehl bekommen. Sie bissen zu.

Es waren die beiden fetten Tiere, die auf Glendas Oberschenkeln hockten. Ihre Zähne schlugen durch den Stoff, gruben sich in die Haut, und Glenda spürte die scharfen Schmerzen. Gleichzeitig auch die Nässe, die davon zeugte, dass Blutstropfen aus den Wunden gequollen waren.

War das ihr Ende?

Glenda weinte. Aus ihren Augen quollen die Tränen und rollten die Wangen herab. Sie schluchzte, die Mundwinkel zuckten, bis der Teufel eingriff.

»Lass es!« sagte er.

Jane gehorchte nicht nur Wikka, sondern auch ihm. Er war schließlich ihr oberster Herr, und sie bedeutete den beiden Ratten, nicht mehr zu beißen. Das nahm Glenda kaum wahr, aber sie sah, wie der Teufel plötzlich zusammenzuckte und sich sein Gesicht verzerrte.

»Was hast du?« fragte Wikka.

»Er ist in der Nähe«, flüsterte Turner.

»Wer? Sinclair?«

»Ja!«

Niemand rechnete damit, dass sich der Satan irrte. Sofort wurden die beiden Dienerinnen nervös. Sie hassten John Sinclair. Ihn in ihrer Nähe zu wissen, bedeutete immer etwas Besonderes.

»Wo denn?« fragte Jane.

Eric Turner trat einen Schritt zur Seite und deutete mit dem Daumen

nach unten. »Im Saal?« fragte Wikka.

»Ja, ich spüre es. Timser hat sie eingelassen, denn der Chinese ist auch bei ihm.«

»Dann könnten wir ja zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, sagte die Hexe.

»So ist es.«

Auch Jane Collins war aufmerksam geworden. Sie schaute Turner an. Glenda hatte sie für die nächsten Augenblicke vergessen, jetzt interessierte es sie, mehr Informationen über John Sinclair herauszufinden.

»Sollen wir nach unten gehen?« fragte sie flüsternd.

Asmodis war dagegen. »Nein, noch nicht. Er hat einen Grund gehabt, uns zu besuchen. Dieser Grund heißt Glenda Perkins. Und wir werden ihm beweisen, dass sich Glenda auch in seiner Nähe befindet. Ihr wisst, dass unten die Lautsprecher stehen. Durch sie sollen die beiden die Schreie hören. Na?«

Der Teufel hatte den Vorschlag kaum ausgesprochen, als die Hexenweiber auflachten. Das war genau nach ihrem Geschmack. Sinclair sollte leiden, wenn seine Freundin schrie. Er durfte nicht mehr zur Ruhe kommen, er musste eine ähnliche Hölle erleben, wie sie auch Glenda durchmachte, obwohl beide voneinander räumlich getrennt waren.

Schwarze Magie machte so etwas möglich.

»Nun?« fragte der Satan.

»Ich bin dafür«, lachte Wikka. Es lag auf der Hand, dass auch Jane Collins zustimmte.

Asmodis spielte an der Anlage. Technik und Magie vereinigten sich. Funken sprühten über die graugrünen Kästen, dann drehte sich der Teufel um und gab Jane ein Zeichen. Allerdings war es ein Stoppsignal, weil sich Asmodis erst mit Sinclair unterhalten wollte. Die beiden Hexen hörten dem Dialog gespannt zu. Auch Glenda

Perkins vernahm die Worte. Zuerst flutete Hoffnung in ihr hoch. Sie wusste John in der Nähe, er befand sich praktisch unter ihr, aber er war doch so weit entfernt wie selten.

Der Satan verhöhnte ihn, bis er es leid war und der ehemaligen Detektivin ein zweites Zeichen gab.

Jane Collins verstand. Gemächlich drehte sie sich um. Sie spreizte ihre Finger, und die Ratten bekamen einen lautlosen Befehl. Plötzlich zuckten die braungrauen Körper. Einen Augenblick später gellten die Schreie...

Auch wir hörten sie.

Beide waren wir blass geworden, denn die Rufe hallten markerschütternd durch den kahlen Saal, kamen als Echos zurück, vermischten sich miteinander und steigerten sich zu einer wahren Orgie. Es war grauenhaft!

Auch an uns ging so etwas nicht spurlos vorüber. Mir lief es kalt über den Rücken. Suko schluckte ebenfalls, er war blass geworden und knirschte nur: »Diese Teufel, diese verdammten Teufel!«

Ich rannte auf eine der Boxen zu, wollte in meinem rasenden Zorn gegen die Tür treten, doch was hätte es genutzt? Nichts! So wussten wir wenigstens, dass Glenda noch lebte, obwohl ihre Stunden sicherlich gezählt waren, wenn es nach dem Willen des Teufels oder nach dem der Hexen ging.

»Hör auf!« brüllte ich plötzlich, weil ich die Schreie einfach nicht mehr hören konnte. »Verdammt noch mal, hör endlich auf! Ich weiß Bescheid, Asmodis!«

An und für sich rechnete ich nicht mit einer Reaktion. Ich war deshalb überrascht, als die Schreie tatsächlich verstummten und ich nur noch ein leises Wimmern vernahm, das in einem Schluchzen endete. Suko und ich standen in diesem kahlen Raum und erlebten das Grauen. Es war ein furchtbares Gefühl, zu wissen, dass sich

jemand in höchster Gefahr befand und wir ihm nicht helfen konnten. Das war dem Satan klar, deshalb hatte er uns ja auf diese Art und Weise nervlich fertig machen wollen.

Auch das Wimmern hörten wir nicht mehr. Die Lautsprecherbox blieb in den nächsten Sekunden still.

»Die stecken im Haus!« fauchte Suko. »Und wir Idioten haben uns einsperren lassen. Wären wir doch gleich nach oben gegangen.«

»Hast du das wissen können?«

»Nein, das ist es ja.«

»Eben. Die anderen halten mal wieder sämtliche Trümpfe in den Händen. Aber den Zahn werden wir ihnen ziehen. Ich will...«

»Du willst gar nichts, John Sinclair.« Die Stimme des Teufels unterbrach mich. »Du wirst höchstens das tun, was wir wollen, oder hängst du nicht an deiner kleinen Glenda?«

Ich holte ein paar Mal tief Luft, bevor ich eine Antwort gab. »Wenn ihr etwas geschieht, Asmodis...«

Der Satan lachte nur. »Was ist dann, Geisterjäger? Nichts, gar nichts. Du schaffst mich nicht. Zudem habe ich kein Interesse an deiner Kleinen. Glenda ist für andere interessant. Hier steht jemand, dem es Freude macht, mit ihr zu spielen. Jane Collins! Willst du mit ihr reden?«

Eine seltsame Frage. Ich überlegte mir, ob es Sinn hatte, mit Jane zu sprechen. Wohl kaum, denn ich würde sie von ihrem Vorhaben durch gute Worte nicht abbringen können. Sie reagierte nur auf Gewalt, so wie wir es zuletzt in Blackmoor erlebt hatten, als sie und Wikka auftauchten, um die Herrschaft über zahlreiche Hexen zu erlangen. Es war ihnen zum Glück nicht gelungen.

Suko nickte mir zu. »Sprich mit ihr, John. Vielleicht kannst du noch etwas retten.«

Mein Blick war skeptisch. Oft genug hatte ich versucht, mit Jane Collins ein vernünftiges Wort zu sprechen. Es war mir nie gelungen.

Seit sie zu einer Hexe geworden war, konnte ich nicht mehr so mit ihr reden wie früher. Sie bestand nur noch aus Hass, redete von Vernichtung und wünschte sich meinen Tod. Das war aus fast jeden Wort herauszuhören.

»John?«

Jetzt sprach sie mich direkt an. Obwohl ihre Stimme verzerrt klang, hörte ich deutlich den Triumph, den sie in diesen Augenblicken empfinden musste. Diesmal war sie wieder am Drücker, und nichts konnte sie aufhalten. Sie hatte die besseren Trümpfe in der Hand, und die wollte sie auch ausspielen.

Einen Schritt trat ich an den Lautsprecher heran und erhob meine Stimme. »Ich bin hier.«

»Das finde ich gut, Geisterjäger. Du weißt ja, wen ich hier bei mir habe.«

»Natürlich.«

»Und?«

»Nichts und. Was verlangst du?«

Da lachte sie. »Muss ich dir das sagen, John Sinclair? Wir stehen auf verschiedenen Seiten, und ich erkläre dir laut und deutlich, dass ich deinen Tod verlange. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Bist du damit einverstanden?«

»Wer geht schon freiwillig in den Tod?«

»Dann wird es Glenda büßen.«

»Ich will mit ihr reden.«

Da lachte Jane Collins. »Ich glaube kaum, dass sie in der Lage ist. Deine Freundin ist zusammengebrochen. Sie kann doch nicht so viel vertragen, und Ratten mag sie schon gar nicht.«

»Ratten?«

»Ja, du kennst die niedlichen Tierchen. Ich habe sie beschworen, der Zauber wirkte, und die Ratten beschäftigten sich mit deiner kleinen Glenda. Was glaubst du, John Sinclair, aus welchem Grund

sie sonst so geschrien hat?«

Mir verschlug es die Sprache. Ich konnte mir vorstellen, was Jane Collins mit Glenda Perkins angestellt hatte. In ihrem Hass war sie unberechenbar und einfach nicht zu stoppen. Die war grausam, gemein, und sie kannte keine Gefühle mehr.

»Hat es dir die Sprache verschlagen, Geisterjäger?« höhnte die ehemalige Detektivin.

»Was willst du?«

»Dich, John Sinclair!«

»Gut, damit habe ich gerechnet. Ich bin da. Und nun?«

»Wirst du freiwillig zum Teufel kommen?«

»Der andere Weg ist ebenso weit.«

»Ich kann dir deine Glenda auch als Leiche vor die Füße werfen. Du hast die Wahl.«

Die hatte ich tatsächlich. Ich schaute zu Suko und sah, dass er den Kopf schüttelte. Mein Freund würde auf den Vorschlag nicht eingehen, und auch ich wollte es mir zweimal überlegen, ob ich der Forderung nachkam. Es war Wahnsinn, den Dämonen oder Hexen zu trauen. Oder einfach Selbstmord, denn sie würden sich keinesfalls auf irgendwelche Kompromisse einlassen. Jeder Dämon sprach mit falscher Zunge. Wenn ich auf die Bedingungen einging, war es längst nicht sicher, dass sich Jane auch an ihr Versprechen hielt. Sie wollte beides. Meinen Tod und auch die Vernichtung der Glenda Perkins.

Nein, auf diese Bedingungen ließ ich mich nicht ein. »Du zögerst?« hörte ich ihre Stimme.

»Ja. Und den Grund kennst du, Jane Collins. Ich traue dir nicht.«

Sie lachte höhnisch. »Mich wundert es nur, wie wenig dir deine Glenda bedeutet. Aber vielleicht überzeugt dich das, was du jetzt siehst, Geisterjäger. Gib acht!«

Ich starrte auf den Lautsprecher, doch er war aus dem Spiel. Der Satan und seine Helfer hatten sich einen anderen Trick einfallen

lassen, wobei Suko dies zuerst sah.

»John, die Decke!«

Im ersten Augenblick glaubte ich, dass sie uns auf den Kopf fallen würde, dies jedoch war nicht der Fall. Der Satan hatte mit seiner starken Schwarzen Magie eingegriffen und die normale Struktur der Decke völlig verändert. Sie war plötzlich durchsichtig geworden, wirkte wie eine Glasscheibe, durch die wir von unten her schauen konnten und genau das sahen, was sich über uns abspielte.

Ob es nun das nächste Stockwerk war oder nicht, so genau konnten wir es leider nicht feststellen, aber über uns befand sich der Satan. Und er war nicht allein.

Ich sah Jane Collins sowie Wikka, die nach unten schaute, so dass wir sehr deutlich ihr schwarz verbranntes Gesicht erkennen konnten. Eine widerliche Fratze, und ich schüttelte mich, als ich sie sah. Da dachte ich wieder an den Hexenstein, der daran die Schuld trug. Auch Eric Turner erkannte ich. Fürwahr, ein Frauentyp. So wie er aussah, brauchte er wirklich nur mit dem Finger zu schnippen, und die Herzen der Frauen flogen ihm zu. Kein Wunder, dass Glenda auf ihn hereingefallen war. Vielleicht hatte er sie auch noch auf irgendeine magische Art beeinflusst, so dass es ihr unmöglich gewesen war, sich zu wehren. Da musste man wirklich mit allem rechnen.

Nicht weit entfernt stand Jane Collins. Sie trug ein schwarzes langes Kleid. Es konnte durchaus die Farbe ihrer Seele dokumentieren. Auch Jane schaute zu Boden, gleichzeitig auch nach links, denn dort lag das Opfer.

Glenda Perkins!

Mein Gott, was hatte man mit ihr gemacht! Mir schoss das Blut in den Kopf, als ich sie so verkrümmt auf dem Boden liegen sah. Glenda rührte sich kaum. Sie trug nur ein dünnes Kleid, das an einigen Stellen aufgerissen war, wobei, die blanke Haut

durchschimmerte. Es waren keine Risse, die normale Hände ihr zugefügt hatten, sie stammten allein von den Zähnen der fünf Ratten, die sich in ihrer Nähe tummelten. Fette, widerliche Tiere, die lautlos über den Boden huschten, mit ihren Schnauzen schnüffelten, als würden sie nach irgend etwas suchen. Glenda blutete auch. Es waren kleine Wunden, nicht sehr gefährlich, aber ungemein schmerzhaft.

Ich durchlebte schreckliche Sekunden. Nicht allein, dass Glenda verletzt war, auch die Tatsache, dass wir ihr nicht helfen konnten, machte uns so aggressiv. Wir waren zur Bewegungslosigkeit verdammt, während sich unsere Gegner freuten und an unserer Hilflosigkeit ihren Spaß hatten. In ohnmächtiger Wut hatte ich die Hände zu Fäusten geballt. Ich spürte Sukos Berührung an der Schulter und zuckte zusammen.

»Sei ruhig, John! Keine Panik jetzt. Versuche, dich zurückzuhalten...«

»Wenn das so einfach wäre...«

»Du musst es!«

»Da siehst du sie!« höhnte Jane Collins, wobei ihre Stimme abermals durch den Lautsprecher klang und sie sich ein wenig nach vorne bückte, so dass sie auf die am Boden liegende Glenda Perkins zeigen konnte.

»Sie befindet sich in unserer Gewalt. Du hast dich also nicht getäuscht, John Sinclair. Und ich habe nicht gelogen!«

Nein, das hatte sie nicht. Allerdings fragte ich mich, wie es weitergehen sollte. Bestand sie immer noch darauf, dass ich zu ihr kam und mich gegen diese drei Gegner stellte?

Ja, sie drängte.

»Willst du kommen Geisterjäger? Ich an deiner Stelle würde es tun, sonst erledigen die Ratten den Rest!«

Tief atmete ich ein.

»John«, sagte Suko hinter mir. »Überlege es dir. Wenn du

unbewaffnet hingehst, bist du verloren.«

»Und Glenda?« flüsterte ich.

»Die anderen werden sie nicht freilassen, glaub mir!«

Ja, mein Partner hatte recht. Er hatte ja so verdammt recht. Aber was sollte ich tun? Noch hielt die Magie, und die drei Wesen über uns bewegten sich wie die Figuren auf der Bühne.

»Vielleicht könnte man die Magie aufheben«, sagte Suko leise.

»Und wie?«

»Durch das Kreuz?«

Da hatte mich der Inspektor auf eine Idee gebracht. Natürlich, so musste es einfach gehen. Wenn ich mein Kreuz nahm und es in die Höhe schleuderte, berührte es die Decke. Diese war mit einer Schwarzen Magie prall gefüllt. Mein Kreuz würde dagegenwirken. Kam es dann zu einer Aufhebung der Kräfte?

»Mach es!« drängte Suko.

Wie ich hatte er gesehen, dass sich über unseren Köpfen etwas tat. Die drei Feinde wollten nicht mehr länger warten. Eric Turner drehte sich zu Wikka um, Jane wandte sich schon Glenda Perkins zu, die Ratten wirbelten aufgeregt umher, und da zögerte ich keine Sekunde länger. Blitzschnell streifte ich mir die Kette über den Kopf, hielt das Kreuz für einen Moment in der Hand und schleuderte es dann hoch gegen die Decke. Ich hoffte nur, dass die anderen nicht mehr die Zeit haben würden, einen Gegenzauber aufzubauen, und während das Kreuz gegen die Decke wuchtete, rief ich mit lauter Stimme die Aktivierungsformel.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Einen Lidschlag später entfaltete das Kreuz seine Kräfte!

Weder Suko noch ich hatten mit einer solchen Reaktion gerechnet. Im ersten Augenblick glaubten wir daran, dass die Decke weggesprengt würde. Wir hörten ein Pfeifen und Rauschen. Aus den Enden des Kreuzes zuckten helle Balken, die sich so weit

ausbreiteten, dass sie unter der Decke ein neues, gewaltiges Riesenkreuz schufen, das von einem Ende der Decke bis zum anderen reichte.

Gleichzeitig zerplatzten die Boxen mit lautem Krach. Die Gitter wurden weggesprengt. Sie flogen uns ebenso um die Ohren wie die sich hinter ihnen befindlichen Einzelteile der Elektronik.

Ich hatte das Gefühl, die Wände würden anfangen zu wanken. Ein gewaltiges Brausen umtönte uns, als hätte die Hölle sämtliche Pforten geöffnet, und wir selbst verloren für Sekunden die Orientierung, so dass wir umherirrten wie zwei Betrunkene, die sich kaum auf den Beinen halten konnten.

Als es uns wieder besser ging, blieben wir stehen und warfen einen Blick zur Decke. Sie war normal.

Keine Durchsicht mehr, niemand sprach mit uns, nur das große Kreuz sahen wir noch, das sich allerdings allmählich auflöste und auch dem kleineren die Kraft raubte, so dass es nach unten fiel und auf meiner geöffneten Handfläche landete.

»Das war's«, sagte Suko. »Und Glenda?«

»Wir müssen nachsehen.«

Leichter gesagt als getan. Wie sollten wir die Tür aufbrechen? Suko nahm bereits einen Anlauf. Er wuchtete seinen Körper gegen die eine Hälfte der Doppeltür. Sie zitterte nur, das Holz jedoch hielt. Auch gemeinsam schafften wir es nicht, und meine Angst um Glenda steigerte sich wieder.

Suko trat zurück. Er blieb breitbeinig vor mir stehen, als er sagte: »Ich nehme die Handkanten, John.«

»Aber...«

»Kein aber. Erwinnere dich, dass ich früher Dachziegel und Steine mit den Handkanten zerschlagen habe. Es muss auch hier zu schaffen sein, wenn ich mich lange genug konzentriere.«

Ich kannte Suko. Und ich wusste auch, dass er ein Meister war,

wenn es um fernöstliche Kampftechniken ging. Ich drückte ihm beide Daumen und trat einen Schritt zur Seite, damit er genügend Platz hatte, um Anlauf zu nehmen.

Suko konzentrierte sich. Mein Freund schien einzufrieren, Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt sein Blick war gegen die Decke gerichtet, und er sammelte seine Gedanken. Geist und Körper sollten zu einer Einheit verschmelzen. Erst wenn ein bestimmter Punkt erreicht war und Suko sich voll konzentriert hatte, konnte er seine Kräfte einsetzen, und damit das Hindernis zu überwinden.

Ein paar Mal atmete der Chinese tief ein und aus. Unter seinem Hemd wölbte sich der Brustkorb. Der Mund stand offen, die Augen waren voll auf den Punkt an der Tür fixiert, den Suko durchschlagen wollte. Wir hätten es sicherlich schon früher versuchen können, aber wir waren von den Ereignissen überrollt worden.

Ich kannte meinen Freund. Als er erneut tief Luft holte, wusste ich, dass es bald soweit sein würde.

Dann stürmte Suko vor. Gewaltige Sprünge brachten ihn seinem Ziel näher, und zwei Körperlängen von seinem eigentlichen Ziel entfernt stieß er sich ab, sein Körper streckte sich in der Luft, den rechten Arm hatte er erhoben und ließ ihn im nächsten Augenblick mit ungeheurer Wucht nach unten sausen. Dabei stieß er einen urigen Kampfschrei aus, der durch den Saal hallte.

Treffer!

Ich erlebte die nächsten Augenblicke wie in Zeitlupe. Die gekrümmte Handkante wuchtete gegen die Tür, Suko rammte auch mit seinem Körper dagegen, das Holz erzitterte, mein Freund wurde wieder von dem Gegendruck zurückgestoßen, und dann hörte ich das Splittern, das wie Musik in meinen Ohren klang.

Geschafft?

Suko hatte sich nicht mehr fangen können, taumelte zurück, ging zu Boden, stand sofort wieder auf und hielt sich seine Hand. Wie auch

ich starrte er auf die Stelle in der rechten Türhälfte, die getroffen worden war. Sie zeigte ein Loch.

»Mensch, Suko«, flüsterte ich und schüttelte den Kopf. Noch immer konnte ich nicht fassen, dass es mein Partner tatsächlich geschafft und die Tür an einer Stelle eingeschlagen hatte.

Freie Bahn?

Ich lief auf die Tür zu, und jetzt war ich es, der immer gegen die Stelle trat, wo das Holz ein Loch zeigte. Hart hämmerte mein Fuß gegen den Rand. Es blieb nicht ohne Wirkung. Immer mehr Holz wurde zerstört, es zersplitterte, flog als lange Späne weg, und als Suko mir half, hatten wir es bald geschafft. Das Loch war so groß geworden, dass sogar unsere Oberkörper hindurchpassten.

Zuerst kletterte ich nach draußen. In der Mitte blieb ich hängen, und Suko musste ein wenig nachschieben, wobei er gleichzeitig zutrat und mir eine größere Öffnung verschaffte, so dass ich besser hindurchkommen konnte.

Mit den Händen zuerst stützte ich mich am Boden ab. Suko drückte noch weiter nach, ich war frei, rollte mich herum und kam auf die Füße. Obwohl die Zeit verdammt drängte, setzte ich noch einige Sekunden hinzu und half dem Inspektor. Auch er schaffte es. Auf die Umgebung hatte ich nicht geachtet, auch nicht achten können, denn im Gegensatz zum Aerobic-Saal brannte in diesem Vorraum kein Licht. Es war stockdunkel.

Das allerdings änderte sich im nächsten Augenblick. Plötzlich wurde es hell. Weder Suko noch ich hatten das Licht angeknipst, sondern ein anderer. Wir beide fuhren herum und starrten für einen Moment fassungslos auf das Bild, das sich unseren Augen bot. Lautlos waren sie vom Hof her in dieses Haus gekommen. All die Frauen, die wir unten hatten sitzen sehen, und jede von ihnen hielt eine goldene Teufelsstatue in der Hand...

Glenda rechnete sich keine Chance mehr aus. John Sinclair konnte nicht auf das Angebot des Teufels eingehen. Nie würde der Teufel Wort halten, ebenso wenig wie Jane Collins oder Wikka.

Die drei dämonischen Wesen lauerten. Glenda war für sie uninteressant geworden, sie schauten nur nach unten, denn jeder wollte sehen, wie der Geisterjäger reagierte.

Die Ratten hatten sie gebissen. Glenda spürte die Schmerzen überall am Körper, und auch das fette Tier, das sich auf ihren Kopf gesetzt hatte, war zu einem aggressiven Angreifer geworden. Die kleine Wunde war bereits eingetrocknet und mit verkrustetem Blut bedeckt. Aus den anderen quoll noch der rote Lebenssaft und versickerte allmählich im Stoff des Kleides.

Glenda lag nicht mehr auf dem Rücken. Sie hatte sich zur Seite gedreht und schaute nach unten, wo sich die gläserne Decke befand. Die Frau konnte sich nicht erklären, wie so etwas möglich gewesen war, aber sie hatte den freien Blick in die Tiefe bekommen, und sie sah auch, wie John Sinclair und Suko beratschlagten.

Sie setzte viel Vertrauen in den Geisterjäger. Er hatte sie schon aus manchen Situationen herausgepaukt. Oft aus lebensgefährlichen Lagen, doch diesmal stand eine so starke Magie zwischen ihr und dem Geisterjäger, dass sie einfach an eine Chance nicht mehr glauben wollte. Sie sah das Lächeln auf den Gesichtern ihrer Gegner. Glenda wusste genau, dass diese drei dem Geisterjäger keine Chance lassen würden. Sie hatten die Gelegenheit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, und dies würden sie auch ausnutzen. Glenda hatte einiges hinter sich. Sie hatten sie gequält, aber nicht zerbrechen können, deshalb wollte sie alles versuchen, um aus der Misere einen Ausweg zu finden. Ihr Lebenswille war noch vorhanden, und sie erinnerte sich auch wieder an die Worte des Geisterjägers, der immer sagte: Nur nicht aufgeben, wenn noch ein Funken Leben innerhalb des Körpers steckt.

Und in Glenda flackerte mehr als nur ein Funke!

Sie bewegte sich ein wenig zur Seite. Als sie dabei den Arm ausstreckte, huschte eine Ratte über ihre Hand, doch diesmal zuckte Glenda nicht zurück. Sie hatte sich inzwischen an diese widerlichen Tiere gewöhnt. Auch die anderen schauten nicht in ihre Richtung. Sinclair war wichtiger. Was würde er tun?

Plötzlich bewegte er sich. Das ging so schnell, dass selbst Glenda, die John nicht aus den Augen gelassen hatte, die Bewegung kaum mitbekam. Sie hörte noch den Warnschrei, den Asmodis ausstieg, im nächsten Augenblick wirbelte etwas Glänzendes von unten her auf die Decke zu.

Das Kreuz! Und es traf!

Urplötzlich veränderte sich die Lage. Glenda hörte die Schreie der drei Dämonen. Sie sah plötzlich Flammen durch den Raum zucken, als der Teufel mit der Geschwindigkeit eines Gedankens einen Gegenzauber aufbaute, wurde ebenfalls von einem harten Schlag getroffen und um die eigene Achse gewirbelt.

Alles wurde dunkel. Kein Licht brannte mehr. Die Birnen zerplatzen. Blitze zischten durch den Raum. Es gab knatternde elektrische Entladungen, die eingeschaltete Hi-Fi-Anlage explodierte und wurde in zahlreiche Teile gerissen.

Glenda presste sich auf den Boden. Ihre Finger hatte sie zusammengeballt, die Lippen flüsterten Gebete, während um sie herum die Hölle tobte und sie auch Jane Collins schreien hörte. Was sie brüllte, konnte Glenda nicht verstehen, aber der Name John Sinclair fiel dabei. Im nächsten Moment fiel etwas auf ihren Kopf. Sie glaubte an einen großen Trichter oder eine riesige Glocke, die sämtliche Gefühle in ihr auslöschte.

Es wurde dunkel, und etwas zog Glenda in eine tiefe Schwärze. Sie fiel unendlich weit, hatte dabei das Gefühl, von einer riesigen Hand weggeschleudert zu werden, und sie wunderte sich, dass sie noch

immer auf derselben Stelle lag, als sie die Augen öffnete. Die drei Dämonen waren verschwunden. Durch die Fenster sickerte Tageslicht. Es glitt durch die Schlitzte der Jalousien und malte Streifen auf den Boden.

Glenda sah dies alles, während sie noch auf dem Boden lag. Mit den Händen stützte sie sich auf und hob ihren Kopf so weit an, dass sie auch etwas erkennen konnte.

Ratten sah sie. Tote Ratten...

Sie lagen vor ihr, und die Körper waren von einer unheimlichen Macht zerrissen worden. Als hätten Kräfte an beiden Enden dieser Tiere gezogen und sie zerfetzt.

Glenda wusste, dass dies nicht der Fall war. Magie hatte dafür gesorgt, dass diese Tiere nicht mehr lebten. Und zwar die Magie des Kreuzes, die von John Sinclair eingesetzt war.

Plötzlich begann Glenda zu lachen. Sie riss ihren Mund weit auf, und das schrille Lachgeräusch drang daraus hervor. Sie konnte sich kaum beruhigen, schüttelte den Kopf, ihre langen Haare flogen, während das Gelächter aus ihrem Mund gellte.

Sie fühlte sich zu schwach, um aufzustehen, robbte auf Händen und Füßen weiter und erreichte schließlich die Nähe eines Tisches. Beide Arme hob sie an, klammerte die Hände um die Kante der Platte und zog sich daran in die Höhe. So klappte es.

Glenda musste die Zähne zusammenbeißen, um stehen zu bleiben. Mit dem Gleichgewicht hatte sie Mühe, zudem schwankte der Boden vor ihr und wurde zu einem regelrechten Wellenmeer, das auf und nieder wogte.

Einige Male holte sie tief Luft und stellte fest, dass sie wieder die Kontrolle über ihren Körper bekam. Dann schaute sie nach vorn. Aus dem Halbdämmer des Zimmers stachen deutlich die Umrisse der Tür ab. Glenda freute sich darüber, dass sie die Umrandung klar erkennen konnte, und sie ging darauf zu.

Schleppend und müde waren ihre Schritte. Sie konnte die Beine kaum vom Boden in die Höhe kriegen, aber sie besaß wieder Hoffnung. Noch ein Schritt, und sie fiel nach vorne, weil sie sich nicht mehr halten konnte. Hart prallte sie gegen die Tür, ihre Hand fiel auf die Klinke, aber die Tür war verschlossen.

Glenda schluchzte vor Enttäuschung auf. Jetzt steckte sie schon in der Wohnung und kam doch nicht raus. Höchstens durch das Fenster. Aber da gab es noch andere Türen. Glenda dachte nach und kam zu dem Schluß, dass sie erst dort nachschauen wollte, bevor sie sich daranmachte, aus dem Fenster zu klettern. Vielleicht fand sie in den anderen Zimmern einen bequemeren Weg.

Wieder strengte sie sich ungemein an. Ihre Sohlen schleiften dabei über den Steinboden. Es bereitete ihr Mühe, die Treppenstufen zu nehmen, aber sie zwang sich dazu, auch noch diesen Weg zu schaffen. Sie erinnerte sich dunkel daran, dass Wikka aus der rechten Tür gekommen war.

Dahinter befand sich das Bad. Dort hatte Glenda kein Fenster gesehen, deshalb wollte sie die nächste Tür nehmen, und sie wandte sich scharf nach links.

Sie hatte Glück. Sie war nicht abgeschlossen, und Glenda geriet in einen Schlafräum. Auffallend war der große runde Spiegel. Er hing der Tür gegenüber, und seine Fläche war pechschwarz.

Dieser Spiegel hing gleichzeitig am Kopfende eines Betts. Es hatte eine ovale Form und war mit einer roten Decke belegt. Darauf saß - Glenda konnte es kaum glauben - ihre Todfeindin. Jane Collins!

Und zahlreiche Ratten umgaben sie.

»Satan! Satan! Satan!« So zischten uns die Weiber voller Hass entgegen. Vielleicht hätten wir mit einer Blitzaktion den Ring durchbrechen können, doch wir waren stehen geblieben und schauten sie an.

Die Frauen waren besessen. Der Teufel hielt sie unter seiner Kontrolle, und sie würden alles tun, um ihm zu gefallen. Jedes Verbrechen, jede verabscheuungswürdige Tat. Bei ihnen war die Lehre der Hölle auf fruchtbaren Boden gefallen.

Was sollten wir tun? Angriff? Ich zögerte noch, denn auch die Gesichter der Figuren interessierten mich. Bei Bea hatte ich diese Statue schon gesehen. Sie zeigten ja das Zerrbild des Satans, dazu in Gold, und schon immer war es dieses edle Metall gewesen, das die Menschen in seinen Bann gezogen hatte. Des Goldes wegen hatte es Tote gegeben, waren Frauen und Männer zu Mördern geworden, und nicht umsonst behauptete mancher, dass der Teufel persönlich das Gold erfunden habe.

Vielleicht stimmte es, wenn man darüber nachdachte, und wer den Tanz um das goldene Kalb kennt, wird über dieses Problem noch intensiver nachdenken.

Leicht geduckt standen sie vor uns. Sie trugen noch immer die Kleidung, die sie auch unten im Hof angehabt hatten. Ein wenig verrückt, ein bisschen poppig und ausgeflippt. Aber harmlos wie ihre Kleider und Blusen waren sie auf keinen Fall. Sie hatten voll auf den Teufel vertraut, und der gab ihnen auch die nötige Macht.

Ihre Rufe nach dem Höllenfürsten hatten auch die Statuen aktiviert. Deren Gesichter blieben nicht starr. Sie zogen sich in die Breite, als würden die grinsen, und die Starre des Metalls nahm dabei einen seltsam verzerrten Ausdruck an.

Im Halbkreis standen die fünf Weiber vor uns. Die Arme hielten sie ausgestreckt, die Gesichter der Statuen waren nur uns zugewandt. Wir wurden von den kleinen, unheimlich wirkenden Augen der Teufelsfiguren beobachtet, und jeder Blick war eine Ausgeburt an Bösartigkeit. In jeder Pupille lauerte das Verderben. Die Frauen hielten ihre Hände um die Statuen geklammert, als wollten sie diese nie mehr in ihrem Leben loslassen.

Sie hatten sich völlig ihrem neuen Freund hingegeben, und sie flüsterten nach einer kleinen Pause wieder seinen Namen. »Satan!« schrillte es uns entgegen. Dann wieder. »Satan, Satan...«

Es stand längst fest, dass wir uns den Weg freikämpfen mussten. Zudem durften wir nicht allzu lange warten, die Zeit drängte sehr, denn mit jeder Minute, die verging, konnte es Glenda Perkins schlechter gehen. Ich sprach die Weiber an. »Lassen Sie uns durch!«

Sie lachten nur und kamen näher. Dabei stießen sie ihre Hände und Arme nach vorne, so dass die Teufelsköpfe der Figuren auf uns zielten, bevor sie wieder zurückzuckten.

Platz zu machen, daran dachten die nicht. Also mussten wir den Ring durchbrechen, doch das war ein Ding der Unmöglichkeit, denn als wir starten wollten, vernahmen wir in unserem Rücken eine leise, trotzdem böse klingende Stimme.

»Bewegt euch nur, ihr Narren!« hörten wir die Stimme sagen. »Bewegt euch nur, dann säge ich euch ab!«

Ich stand da wie festgewachsen. Auch Suko rührte sich nicht. Die Stimme war in unserem Rücken aufgeklungen, und wir hatten sie erkannt, obwohl der andere nur leise sprach.

Es war der Zwerg, der Kerl, der uns hereingelassen hatte. An ihn hatten weder Suko noch ich gedacht. Nun bekam er seinen Triumph. Als ich meinen Kopf drehte und einen Blick über die Schulter warf, sah ich die Maschinenpistole in seiner Hand. Die Waffe, sowieso nicht klein, wirkte bei ihm optisch noch größer. Ebenso böse wie die Mündung kam mir sein Grinsen vor.

Dieser Kerl hatte die Gunst der Stunde wirklich genutzt. Die Chancen, Glenda Perkins zu befreien, sanken. Eine MPi konnte auch ein Kleinkind bedienen. Man brauchte bei ihr kaum zu zielen, sondern musste nur draufhalten.

Suko warf mir einen schrägen Blick zu. Ich wusste, was in seinem Kopf vorging. Wahrscheinlich beschäftigte er sich mit den gleichen

Gedanken wie ich.

Der Zwerg lachte. Dann sagte er: »Ich wusste, dass ihr falsche Nummern seid. Ihr hattet schlauer als der Teufel sein wollen, aber er und seine Flammenhexen werden es euch zeigen, darauf könnt ihr euch verlassen. Der Satan lässt sich nicht ins Handwerk pfuschen. Auch für euch ist in der Hölle noch ein Plätzchen frei. Dreht euch um!«

Wir gehorchten. Es hatte keinen Sinn, etwas zu versuchen. Die Kugelgarben waren immer schneller als wir, und wir fühlten uns beide nicht wohl, als wir die Flammenhexen in unserem Rücken wussten. Zum erstenmal waren wir mit dem Begriff Flammenhexen konfrontiert worden. Beide wussten wir nicht, welche Bedeutung dieser genau hatte, aber wir hatten erlebt, wie abhängig die Frauen von dem Feuer waren. Vielleicht sogar vom Höllenfeuer, denn Rita war in den Flammen verbrannt, die meines Erachtens keinen natürlichen Ursprung besagen. Der Zwerg ließ uns keine Sekunde aus den Augen. Böse schaute er uns an, während wir uns bewegten und er mit seiner Waffenmündung die Bewegung mitmachte, so dass die Maschinenpistole immer nur auf uns zeigte.

Eine der Frauen bekam den Befehl, die Tür aufzuschließen. Es war ein noch junges Mädchen, hatte schwarzes Kraushaar und trug einen kurzen weißen Flatterrock, unter dessen Saum die langen, wohlgeformten Beine hervorschauten. Sie bewegte sich drehend in den Hüften, hatte einen tänzelnden Gang, auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln, und sie wechselte die Figur in die linke Hand, während sie in der rechten jetzt den passenden Türschlüssel hielt.

Sie schob ihn in das Schloss, drehte ein paar Mal, dann trat sie mit der Fußspitze die noch unzerstörte Hälfte der Tür so weit auf, dass wir hindurchgehen konnten.

»Geht, verdammt!« zischte der Zwerg. »Geht in den Raum. Dort werdet ihr den Flammentanz erleben!«

Wir mussten uns jetzt entscheiden. Kamen wir dem Befehl nach, sah es für Glenda immer schlechter aus. Wehrten wir uns aber, würde dieser Gnom eiskalt abdrücken.

Eine der Frauen sagte: »Gib's ihnen, Timser, los, jag ihnen das Blei in die Bälge, wenn sie nicht gehorchen.«

»Warte es ab, meine Liebe. Erst sollen sie ihre Taufe im Feuer der Hölle erleben.«

Da stand uns ja noch einiges bevor, als wir unsere Schritte vorsetzten und die offene Tür anvisierten. Meiner Ansicht nach war dieser Gymnastikraum zweckentfremdet worden. Er war zu einem Refugium des Teufels geworden, hier fühlte sich der Satan wohl, und hier tanzten auch seine Dienerinnen ihm zu Ehren.

Flammen hatte man uns versprochen. Höllenfeuer. Es gab keinen Grund, ihnen nicht zu glauben, denn bei dem Mädchen Rita hatte ich es erlebt. Diese Frau war für den Teufel in den Tod gegangen. Raffiniert hatte er es angestellt. Sich die Mitglieder eines Aerobic-Kursus ausgesucht und sie unter seine Fuchtel genommen. Sie würden für den Satan alles tun. Ich kannte so etwas. Schon oft genug hatten wir mit den Teufelsdienerinnen zu tun gehabt. Der Satan gab ihnen die Kraft, und er sorgte dafür, dass sie nicht mehr in ihr normales Leben zurück konnten. Timser ließ uns keine Sekunde aus den Augen. Er dirigierte uns in die Mitte des Saals, wo wir uns aufstellen mussten und die Arme halb hochhielten.

Die Frauen hatten den Raum ebenfalls betreten. Wir vernahmen die dumpfen Klänge ihrer Schritte auf dem glatten Parkettboden. Es war ein schauriger Rhythmus. Wir spürten das Vibrieren des Holzes, und an der Stärke konnten wir uns ausrechnen, wie weit sie sich uns inzwischen genähert hatten.

Timser begann plötzlich zu lachen. »Ring of Fire«, flüsterte er scharf. »Kennt ihr das Lied?«

»Ja«, erwiderte ich. »Johnny Cash singt es.«

»Genau. Und ihr werdet ihn erleben, den Ring of Fire. Die fünf Frauen halten die Figuren des Satans in ihren Händen. In ihnen steckt der Teufel. Er hat sie mit seiner höllischen Kraft versehen, ihnen den Atem der Unterwelt eingehaucht und ihnen gleichzeitig sein Ebenbild gegeben. Der Satan hat das Höllenfeuer auf die Erde gebracht, ihr seht es vor euch, und zwar in den Figuren gebannt. Es sind die Flammen aus der Hölle, zu dem goldenen Metall verformt, das die Menschen so beeinflusst. Mit dem Gold hat der Satan sie gelockt. Gold und Schönheit - sie passen zusammen, und niemand ahnt, wie gefährlich diese beiden Dinge sind, wenn sie einmal aktiviert werden. Gold und Schönheit. Schon immer haben sie das Verhängnis über die Menschen gebracht. Es waren die Frauen und das kostbare Metall, die den Grund gaben, damit sich Männer umbrachten und der Teufel sich die Hände reiben konnte. Haben nicht große Dichter darüber geschrieben? Ist nicht auch Faust dem Fluch des Goldes erlegen? Lässt der Teufel nicht auch in der Oper Margarethe die Menschen um das goldene Kalb tanzen und sie zu einem höllischen Rhondo formieren? Ja, der Satan wusste schon, was er tat, und auch in der modernen Zeit ist es den Menschen nicht gelungen, der faszinierenden Macht des Goldes zu entfliehen. Sie glauben daran, sie werden immer daran glauben, doch diese Frauen hier halten in Wirklichkeit kein Gold in den Händen, sondern die Flamme des Höllenfeuers. Habt ihr schon einmal erlebt, wie es ist, wenn jemand im Höllenfeuer schmort?«

Er schaute uns scharf an und wartete wohl auf eine Erwiderung, doch wir ließen uns nicht provozieren und suchten nach einer Chance, um dieser prekären Lage entfliehen zu können. Sollte er reden, vielleicht machte er einen Fehler. Wir jedenfalls hofften es.

Aber Timser passte auf. Mit geschmeidigen Schritten bewegte er sich zur Seite. Seine Augen funkelten dabei, der Blick war lauernd, die Lippen hatte er verzogen und dann nickte er. Für die Frauen war

es ein Zeichen. Bisher hatten sie dicht beisammen gestanden, nun aber zogen sie sich auseinander. Zwischen ihnen blieb jeweils eine Distanz von vielleicht einer Körperlänge, und sie hielten ihre Arme mit den goldenen Teufelsfiguren ausgestreckt.

Auch der Zwerg bewegte sich zurück. Er verbesserte damit seinen Schusswinkel, auch wenn er uns nicht allzu nahe gegenüberstand, und seine Augen nahmen einen Glanz an, der selbst an das Höllenfeuer erinnerte. Er wollte die Vernichtung!

»Lasst sie schmoren!« schrie er. »Gebt ihnen die Flammentaufe, meine Töchter...«

Glenda Perkins wollte es nicht glauben!

Sie blieb stehen und riss die Augen auf. Kalte Finger schienen ihr Herz zu umklammern und den Schlag zu reduzieren. Denn was sie sah, war einfach schrecklich.

Und Jane lächelte. Sie bewegte dabei auch ihre Hände und winkte mit den Fingern, damit Glenda auf sie zukommen sollte. »Ja, kleine Glenda, ich habe dich erwartet. Ich wusste, dass du kommen würdest, denn der Satan ist nicht so leicht zu überlisten. Er hat mit der Geschwindigkeit eines flüchtenden Gedankens einen Gegenzauber aufgebaut, der auch dem Kreuz widerstanden hat. Und selbst ich habe noch meine Fähigkeiten anwenden können.« Sie lachte trocken und beugte sich vor.

»Siehst du die Ratten, kleine Glenda?«

Die dunkelhaarige Frau nickte. Sprechen konnte sie nicht. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Die Enttäuschung schlug auf ihre Stimme, so dass sie versagte.

»Ratten sind herrliche Tiere!« flüsterte Jane, streckte ihre Arme aus, spreizte die Finger und fuhr damit über das dichte Fell der Nager. »Man muss sie nur verstehen lernen, denn sie waren schon immer die Begleiter des Bösen. Als die Pest vor einigen

Jahrhunderten herrschte, waren sie es, die den Keim des Schreckens übertrugen und über die Menschen herfielen. Sie brachten die Botschaft der Hölle, und sie haben nichts verlernt. Auf meinen Befehl hin werden sie über dich herfallen und dich vernichten. Weißt du das?«

Glenda nickte. Sie fühlte eine Eiseskälte in sich hochsteigen. Ihr Gaumen war trocken, das Herz schlug schnell, und nur sein Schlagen zeigte ihr an, dass sie überhaupt noch lebte. Sie selbst kam sich vor wie tot, denn Jane Collins hasste sie viel zu sehr, um sie wieder laufen zu lassen.

Jane weidete sich an ihrer Angst. Sie hatte die Ratten so unter ihre Kontrolle bekommen, dass die Tiere sich nur auf dem Bett bewegten und nicht über den Rand sprangen. Der Zauber hielt, und die Nager krochen auch an ihrem Körper hoch, ohne die ehemalige Detektivin zu verletzen.

»Ja«, flüsterte die Hexe Jane. »Wikka hat mir den Rattenzauber beigebracht. Ich kann sie entstehen lassen und vernichten - ganz egal, was auch geschieht, denn ich besitze die Macht über meine kleinen Tierchen. Und ich werde hinzulernen, Glenda. Dieses ist zwar der erste Zauber, den ich kenne, aber zahlreiche andere werden folgen. Bald gehorchen mir auch die Vögel oder die Raubtiere. Ich werde meine Macht ausdehnen, denn Wikka hat mir das Feld überlassen. Hexenkraft und Hexenzauber werden nie vergehen. Im Gegenteil, ich Sorge dafür, dass sie sich noch verstärken. Sie sollen wieder die gleiche Kraft bekommen, die sie einmal besaßen. Und du kannst es erleben, Glenda.«

»Nein!« Glenda hatte sich überwunden »Nein, ich will es nicht. Ich will deinen verdamnten Zauber nicht erleben. Ich will damit nichts zu tun haben. Geh mit deinem Rattenzauber zum Teufel. Warum lässt du uns nicht in Ruhe?« schrie sie. »Warum nicht? Was habe ich dir denn getan?«

»Du? Ja, weißt du denn das nicht?« Jane Collins zog ein erstauntes Gesicht. »Du hast uns viel angetan, denn du gehörst zu dem Geisterjäger John Sinclair.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, verflucht! Ich gehöre ihm nicht. Ich bin ein freier Mensch. Wann begreifst du das endlich, Jane Collins? Und ich will, dass du auch wieder frei wirst. Löse dich von dem Bann der Wikka. Entsage dem verfluchten Satan! Tu dir selbst diesen Gefallen, Jane, denn du kannst nur verlieren. Hörst du? Nur verlieren, aber nicht gewinnen!«

Die ehemalige Detektivin hatte die Worte zwar vernommen, allein sie achtete nicht darauf. Sie lächelte nur spöttisch und überheblich, denn sie wusste es schließlich besser. Als Antwort flüsterte sie: »Komm her, meine Kleine. Komm zu mir ans Bett ich will dir etwas zeigen und dir etwas beweisen.«

»Was?«

»Komm nur!«

Glenda wollte nicht. Auf keinen Fall sollte Jane Collins mit ihr machen können, was sie wollte. Deshalb hob Glenda ihren rechten Fuß und ging zurück. Sehr vorsichtig war sie dabei. Sie wollte dieser Hexe beweisen, dass sie nicht jeden Menschen bannen konnte. Es gab auch welche, die ihren eigenen Willen hatten und sich nicht unterkriegen ließen. Glenda wollte dazugehören!

Aber sie hatte nicht mit der Raffinesse der Jane Collins gerechnet. Die Hexe war ihre Feindin, und es kostete sie nur ein paar geistige und stumme Befehle, um die Ratten nach ihrem Willen reagieren zu lassen. Als wäre das Bett plötzlich zu schmal für sie geworden, gerieten die Körper in Bewegungen, wobei die Tiere rechts und links der Liegestatt zu Boden sprangen.

Sie klatschten auf den Boden, ihre Beine gerieten in schnelle Bewegungen, und bevor sich Glenda versah, hatten die Ratten sie umkreist. Sie spürte die Tiere an ihren Füßen, jetzt begann auch die

Wunden wieder zu brennen, die ihr durch die Rattenbisse zugefügt worden waren, und Glenda wollte nicht noch einmal das gleiche erleben wie schon zuvor.

»Kommst du nun oder kommst du nicht?« höhnte Jane. »Du kannst da bleiben, dann jedoch werden dich meine kleinen Freunde vernichten. Also überlege es dir.«

Glenda holte tief Luft »Ich... ich komme!« flüsterte sie. »Ich... bitte, lass sie...«

»Nein, sie bleiben bei dir!«

Kaum hatte Jane Collins diesen Satz ausgesprochen, sprangen die ersten Tiere an Glenda Perkins hoch und bissen sich an ihrem Rocksaum fest. Die Zähne waren sehr scharf. Sie hackten und nagten, hielten sich schwingend am Saum, während Glenda die ersten Schritte auf das Bett zumachte, so dass die Tiere mit taumelten.

»So ist es gut«, erklärte Jane. Sie nickte zufrieden, als Glenda am Fußende stehen blieb.

»Und jetzt?« flüsterte die Frau.

»Komm zu mir auf das Bett!« hauchte Jane, während sie falsch lächelte, denn in ihren Augen stand eine gewisse Gnadenlosigkeit zu lesen. Glenda Perkins zögerte. Sie senkte den Blick und schaute auf die zahlreichen Ratten, die sich auf dem Bett tummelten. Die Tiere befanden sich in einer ständigen Bewegung. Sie wieselten hin und her, sprangen über die Hexe hinweg, der es nichts ausmachte, wenn die kleinen Rattenpfoten auf ihrer Haut Spuren hinterließen.

»Muss ich dich noch einmal bitten?« fragte Jane Collins lauernd und auch böse.

»Nein, ich komme.« Es kostete Glenda eine ungeheure Überwindung, sich auf das große Bett zu begeben und ihre gespreizten Hände zwischen die Ratten zu schieben. Die Tiere machten ihr keinen Platz, sie taten Glenda aber auch nichts. Einige von ihnen sprangen hoch und ließen sich auf ihrem Rücken nieder

oder trippelten herum. Am liebsten hätte die Frau geschrien. Dass sie sich so beherrschte, wunderte sie selbst, und wieder einmal war sie erstaunt darüber, was ein Mensch alles aushalten konnte.

Jane wusste wohl, was in Glenda Perkins vorging, denn sie sagte: »So leicht stirbt man nicht, kleine Glenda. Du wirst erst sterben, wenn ich es will, daran solltest du immer denken.«

»Ich weiß.«

Jane lachte. Sie amüsierte sich, und sie fand es irre, wie sie Macht über Glenda Perkins hatte. »Nimm doch zwischen meinen Freunden Platz, Glenda. Sie tun dir nichts, sie begleiten uns nur, und wenn ich will, kann ich sie wieder verschwinden lassen. Soll ich?«

Glenda schaute Jane an. Log sie, machte sie ihr etwas vor? Wollte sie ihre Reaktion testen? Natürlich wäre Glenda froh gewesen, nicht mehr zwischen den Nagern hocken zu müssen.

»Du glaubst mir nicht?« fragte Jane.

»Nein.«

Die ehemalige Detektivin räkelte sich und legte sich auf die Seite. Das Kleid klaffte auseinander. Glenda konnte erkennen, dass Jane Collins noch immer einen makellosen Körper besaß, wenn eben nur diese verdammten Ratten nicht gewesen wären. Schönheit und Grauen - wie dicht lagen beide nebeneinander.

Glenda hätte nie gedacht, dass man sich an Ratten gewöhnen kann. Bei ihr jedoch war es so. Sie empfand das Vorhandensein der Nager nicht mehr so schlimm, zudem interessierte sie sich mehr für Jane Collins, und sie hatte das Gefühl, dass sämtliche Vorgänge allein von ihr gesteuert worden waren und der Teufel ihr nur dabei zur Seite gestanden hatte. In Wirklichkeit war es eine Machtprobe zwischen Jane und Glenda.

»Ich nehme die Ratten weg!« erklärte Jane. »Dann können wir beide uns unterhalten.«

»Bitte«, erwiderte Glenda kratzig.

Jane schaute sie für einen Moment an, lächelte mokant und wissend, bevor sie die Hände ausbreitete und einige seltsame Worte flüsterte, die Glenda nicht verstand.

Ein Schleier legte sich plötzlich über die Tiere. Jane sah, wie das graubraune Fell verschwand, erkannte für einen winzigen Moment die Skelette der Nager, dann waren auch sie nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich aufgelöst.

Glenda war erstaunt und auch erschreckt. Jane Collins besaß inzwischen mehr Macht, als sie angenommen hatte. Ihre Fähigkeiten waren außergewöhnlich, Wikka hatte sie gut angelernt, und sie breitete ihre Arme aus, um Glenda mit dieser Geste ihre Einmaligkeit zu beweisen.

»Sonst noch etwas?«

Glenda schüttelte den Kopf »Es reicht, aber was wolltest du mir sagen?«

Jane Collins drehte sich ein wenig und deutete nach vorne. Der ausgestreckte Zeigefinger wies dabei auf den schwarzen Spiegel über dem Bett. »Hast du so etwas schon einmal gesehen?« erkundigte die sich lauernd.

»Ein Spiegel...«

»Das stimmt Aber ein besonderer.« Jane legte ihren Arm auf Glendas Schulter, und die Frau zuckte unter dieser Berührung zusammen.

»Schau hinein, Glenda. Was siehst du?«

»Nichts, ich...«

»Es ist der Weg zum Teufel!« flüsterte Jane. »Der Weg in die Hölle. Ein Tor ins Jenseits. Jeder kann es aufstoßen. Ich, du, alle Menschen und Dämonen.«

Glenda schaute Jane an, und ihre Augendeckel zuckten dabei. »Ich verstehe dich nicht. Was soll das mit dem Tor? Willst du, dass ich hineingehe und...«

»Wir beide, Glenda.«

»Und dann?«

Jane Collins lächelte hintergründig. »Wenn wir den Spiegel durchschritten haben, gehören wir dem Teufel. Es ist der Weg zu ihm, und du wirst ihn mit mir gemeinsam gehen. Wie gefällt dir das?«

Glenda erschrak bis ins Mark. Wieder begann ihr Herz zu rasen. Es war unwahrscheinlich und unglaublich, was ihr die Hexe da vorgeschlagen hatte. Das konnte doch nicht wahr sein. Sie sollte mit in die Hölle.

»Wie ich erkennen kann, glaubst du mir nicht so recht«, sagte die ehemalige Detektivin leise. »Aber es stimmt wirklich. Es ist der Eingang zur Hölle. Zum Reich des Bösen, zur...«

»Ich werde nicht mitgehen!« unterbrach Glenda Jane Collins mit entschlossenen klingender Stimme.

Janes Züge wurden für einen Augenblick starr. »Du wagst es, mir deine Weigerung mitten ins Gesicht zu sagen?« zischte sie böse.

Glenda nickte. »Das wage ich.«

Jane blieb ruhig. Sie spielte mit ihren Fingern, und Glenda sah auch die langen, blutrot lackierten Nägel. »Ich glaube, du bist dir über deine Lage nicht im klaren«, erklärte die Hexe mit ruhiger Stimme. »Du hast keine Wahl, als meinen Wünschen Folge zu leisten. Es sei denn, du willst sterben.«

»Auch das nicht« Glenda wunderte sich, dass sie noch den Mut zu einer Antwort finden konnte. Aber sie wollte sich nicht mehr einschüchtern lassen. Zuviel hatte sie bereits durch Jane Collins einstecken müssen. Vielleicht erkannte diese einmal, dass man mit ihr nicht alles machen konnte.

»Du bist immer noch so ein kleiner Dickkopf wie früher«, stellte Jane Collins fest und nickte ein paar Mal. »Irgendwie bewundere ich dich auch, nur hat das bei mir keinen Sinn. Ich kriege dich dorthin,

wo ich dich haben will - auch in den Spiegel!«

»Versuche es!«

Für einen Moment starrten sich die beiden Frauen an. Äußerlich war bei Jane Collins nicht zu erkennen, mit welchen Dingen sie sich beschäftigte und dass sie eine Hexe war. Ein Beobachter wäre erstaunt gewesen, sie auf dem Bett sitzen zu sehen. Dass sie Todfeinde waren, darauf wäre er kaum bekommen.

Über dem Kopfende befand sich der Spiegel. Er zeigte eine ovale Form, besaß keinen Rahmen und hing dort wie ein überdimensionaler Tropfen an der Wand. Er schimmerte zudem wie ein Ölfleck, so dunkel, so geheimnisvoll. Wenn Glenda näher hinschaute, empfing sie die seltsame Ausstrahlung des Spiegels.

Zudem glaubte sie, dass die Fläche nicht ruhig war. Obwohl sie sich so glatt präsentierte, schien sie sich zu bewegen, als würde hinter dem Dunkel etwas Geheimnisvolles lauern, das nur wartete, aus einer anderen Dimension zu kriechen, um die Menschen an sich zu reißen. Jane Collins senkte ihre Stimme, als sie Glenda ansprach. »Du wirst gar nicht anders können, kleine Glenda, als meinen Wünschen Folge zu leisten. Der Spiegel ist unbestechlich. Er wird dich an sich reißen, er wird dich fressen, das glaube mir. Er ist das Tor, das der Teufel für uns errichtet hat. Wer würdig genug ist und dort hineinschaut, sieht die Hölle.«

Glenda versteifte. »Ich will sie nicht sehen. Ich will mit dem Teufel nichts zu tun haben!«

Jane warf den Kopf in den Nacken und lachte schrill. »Du musst!« schrie sie dabei. »Man wird dich nicht fragen, kleine Glenda. Der Teufel fragt nie. Er holt sich, was er will. Er reißt es an sich. So!« Jane streckte den Arm aus, öffnete die Hand, um sie wieder zu einer Faust zu schließen.

»Da ich eine Dienerin des Teufels bin, werde auch ich seinen Geboten und Gesetzen folgen. Hast du mich verstanden, Glenda!«

Sie nickte.

Jane drehte sich um. Sie wollte Glenda mehr über den Spiegel sagen, schaute auf die Fläche, und Glenda nutzte die Gunst des Augenblicks, indem sie sich nach hinten bewegte. Vorsichtig kroch sie zurück. Bis zum Rand des Bettes hatte sie es nicht weit, aber sie konnte noch so behutsam in ihrer Reaktion sein, die Matratze bewegte sich trotzdem. Das merkte auch Jane. Sie fuhr herum!

Ihre Augen wurden groß. Dabei verzerrte sich ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund und schrie: »Was, du willst fliehen? Du verdammtes Luder, du!« Jane warf sich vor, um Glenda zu packen.

In diesem Augenblick rollte sich die dunkelhaarige Sekretärin über den Rand, fiel zu Boden, um sofort wieder auf die Füße zu schnellen. Das gelang ihr auch. Einen Blick zurück warf sie nicht. Dann hätte sie sehen können, wie sich Janes Körper streckte und die ehemalige Detektivin sich abstieß.

Glenda kam nicht weit. Urplötzlich spürte sie den Stoß im Rücken. Jane hatte viel Kraft hinter ihre Attacke gelegt, und sie erwischte Glenda Perkins voll. Sie wurde zu Boden geschmettert, bevor sie die rettende Tür erreichen konnte. Und sie hörte über sich Janes Lachen.

»Jetzt habe ich dich!« kreischte die Hexe. »Entkommen wolltest du. Mich reinlegen wie? Nein, nicht mit mir, Glenda Perkins. Ich werde dich zwingen. Du gehörst dem Teufel, so oder so...«

Wir sollten die Flammentaufe bekommen!

Diesen Begriff hatte ich noch nie gehört, aber ich konnte mir vorstellen, dass dies uns nicht gerade Freude machen würde.

Die Lage war prekär. Vor uns standen die verdammten Weiber mit ihren Statuen, in denen die Kraft der Hölle steckte. In unserem Rücken hielt sich Timser, der Zwerg, auf. Und er besaß die Maschinenpistole. Mit nur einer Garbe würde er uns beide auslöschen.

Was sollten wir tun?

Er hatte den Befehl gegeben. Die Frauen gehorchten. Sie begannen zu kreischen warfen sich vor und schleuderten dabei auch ihre Arme mit den Figuren in unsere Richtung.

Es waren blitzschnelle Schläge, und der gesamte Vorgang lief innerhalb von Sekunden ab. Die Figuren zielten auf uns, und sie befanden sich noch in der Bewegung, als auch sie sich veränderten. Ihre feste Gestalt verloren sie. Aus den Händen der Frauen schossen die Flammen wie lange Zungen, und sie zielten auf uns.

Suko tauchte zur Seite weg. Er lag plötzlich am Boden, überrollte sich und ich sah, wie seine Hand unter dem Jackett verschwand. Gleichzeitig hörte ich das schrille Lachen des Zwergs mit der Waffe. Hoffentlich feuerte er nicht auf Suko. Die Bewegung meines Freundes konnte man auch anders auslegen, denn ich allein wusste, dass der Inspektor seine Beretta nicht ziehen wollte. Er besaß noch eine andere Waffe. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn, denn ich musste selbst zusehen, dass mich die Flammen nicht erwischten. Ihr Gluthauch streifte mich. Es war ein kurzes, schmerzhaftes Brennen, das über die Gesichtshaut glitt, und ich bewegte mich auch zurück. Hinter den tanzenden Zungen des Höllenfeuers sah ich die verbissenen und verzerrten Gesichter der Frauen, die für den Teufel alles tun wollten, damit er ihnen das schwarzmagische Leben oder was immer es auch war, noch gab. Womit konnte man die Flammen stoppen?

Ich hatte kein Wasser, um sie zu löschen, aber ich besaß das Kreuz. Vielleicht half mir dieses wertvolle Utensil, die Schwierigkeiten zu überwinden.

»Topar!«

Ich vernahm den gellenden Ruf meines Freundes. Ein letzter Gedanke durchzuckte noch mein Gehirn. Er hat es geschafft! Er hat... Dann erstarrte auch ich!

Fünf Sekunden hatte Suko Zeit!

So lange reichte die Magie des Stabes. Für fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten, alles erstarrte und war zur Bewegungslosigkeit verdammt, nur der Träger des Stabes nicht. Er konnte handeln, agieren und gefährliche Lagen zu seinen Gunsten entscheiden. Selbst die Flammen waren von der unheimlichen Macht erfasst worden. Sie schienen eingefroren zu sein, so paradox sich das bei Feuer anhört. Natürlich konnten sich auch die fünf Frauen nicht bewegen. Sie standen auf der Stelle, bauten fast eine Reihe, hielten ihre Arme vorgestreckt, deren Verlängerung die Figuren bildeten.

John Sinclair lag am Boden. Er hatte sich ein wenig zusammengekrümmt, die rechte Hand halb erhoben. Sie zeigte in einem schrägen Winkel auf die fünf Frauen und zwischen den Fingern schaute Johns silbernes Kreuz hervor.

Um den Geisterjäger kümmerte Suko sich nicht. Dieser Timser hatte jetzt Vorrang. Mit einem gewaltigen Sprung kam er auf die Beine und erreichte in der Verlängerung des Sprungs seinen Gegner. Der Zwerg stand wie ein Denkmal. Die Mündung der MPi wies schräg an Suko vorbei, der Finger des Mannes lag noch am Abzug der Waffe. Suko war trotz der sehr kurzen Zeitspanne vorsichtig. Er ging behutsam zu Werke, als er die Maschinenpistole aus der Hand des Mannes löste. Jetzt durfte er keinen Fehler machen, denn durch einen zu harten Druck oder eine zu heftige Bewegung am Abzug konnte sich sehr leicht eine Kugelgarbe lösen.

Suko nahm die Waffe an sich.

Eine Sekunde hatte er noch Zeit. Mit der MPi im Anschlag kreiselte er herum, richtete die Mündung auf die erstarrt dastehenden Frauen, in die plötzlich wieder Bewegung kam.

Sie wollten da weitermachen, wo sie aufgehört hatten, und auch John Sinclair bewegte sich.

Ich hörte Sukos Stimme. Sie gellte durch den Raum, als er schrie:
 »Keinen Schritt weiter!«

Die Hexen gehorchten. Dies bekam ich mit, als ich mich zur Seite rollte, denn ich wollte weg aus dem unmittelbaren Wirkungskreis der fünf Weiber.

Sie warteten ab. Obwohl sie vom Teufel beeinflusst waren, wussten sie genau, dass es verdammt riskant werden konnte, wenn sie in die Kugelgarbe aus einer Maschinenpistole hineinrannten. Deshalb kamen sie dem Befehl nach und standen still.

Nur einer regte sich auf. Es war Timser, der Zwerg. Er stand da und schlug die Hände rechts und links gegen den Kopf. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, über den man eigentlich nur lachen konnte. Dabei schüttelte er immer wieder den Kopf, atmete schwer und schluchzte wie ein Kind. Für ihn war es ein Ding der Unmöglichkeit, dass es dem Chinesen gelungen war, die Waffe an sich zu nehmen, die er doch so sicher in seinen eigenen Händen geglaubt hatte.

»Nein!« ächzte er. »Nein...«

Ich griff in die Auseinandersetzung ein. »An die Wand!« schrie ich ihm zu. »Los, beeil dich!«

Timser schüttelte den Kopf. Er wollte nicht zurückgehen. Sein Gesicht verzerrte sich vor Grauen. Wovor er Angst hatte, konnte ich nicht sagen, denn meine Pistole hatte ich noch nicht gezogen. Das tat ich jetzt, um meinen Befehl mit der Waffe zu unterstreichen.

»Zurück!«

Er ging. Schritt für Schritt bewegte er sich nach hinten. Sein Mund stand offen. Schnell und hastig atmete er. Aus seinen Mundwinkeln rann der Speichel. Er heulte und lachte gleichzeitig, denn er kam immer noch nicht darüber hinweg, dass wir es geschafft hatten, die Waffe an uns zu nehmen.

Hinter mir hörte ich Sukos Stimme. Er warnte die Frauen davor, Dummheiten zu machen. Ob sie sich daran hielten, wusste ich nicht, es geschah jedenfalls nichts, was mich hätte beunruhigen können. Allmählich ließ auch die Spannung bei mir nach. Niemand drehte mehr durch, keiner bereitete Ärger, und wir befanden uns mittlerweile auf der Siegerstraße.

Der Zwerg erreichte die Wand. Er ließ die Arme sinken. Sein Gesicht verzerrte sich noch mehr. Er schüttelte den Kopf, sank in die Knie und hob die Hände.

Verdammt, was hatte er nur? Flößte ihm meine Waffe eine so große Angst ein? Das konnte es doch nicht geben. Schließlich fürchtete er sich auch nicht vor den Hexen, weshalb hatte er so eine Furcht vor dieser Maschinenpistole?

»Bitte!« keuchte er. »Bitte... nicht die Wand. Sie... sie ist... bitte, Sir, ich...«

»Was hast du?« fuhr ich ihn an.

»Die Wand. Sie wird mich fressen. Sie ist gefährlich. Sie kann mich in die...« Er verstummte und begann zu greinen. Dabei sackte er in die Knie, blieb am Boden hocken und kam mir vor wie ein Häufchen Elend. Er ballte die Hände zu Fäusten und stemmte sich rechts und links seiner Beine am Boden ab.

Eine Gefahr bildete er nicht, und ich drehte mich um, weil ich sehen wollte, was Suko tat.

Er hatte seine Beretta gezogen. Mein Freund ließ die fünf Frauen in das dunkle Loch der Mündung blicken. Die Figuren in ihren Händen waren noch immer nicht normal geworden. Weiterhin zuckte Feuer aus den Köpfen. Rotgelbe, tanzende Flammen, die mich an lange, sich bewegende Finger erinnerten, aber Suko nicht erreichten, denn die Dienerinnen des Teufels hielten sich zurück.

Ich musste daran denken, dass Jane Collins mir hohnlachend erklärt hatte, wie Glenda mit dem Satan hatte buhlen wollen. Ich konnte

daran nicht glauben. Bei diesen Frauen jedoch war es etwas anderes. Ihnen nahm ich ab, dass sie sich dem Höllenfürsten hingegeben hatten, dazu brauchte ich nur in die verzerrten Gesichter zu schauen, in denen sich das Böse widerspiegelte.

Die Personen standen unter dem Einfluss der Hölle, und wahrscheinlich war es das Feuer, das diesen Zustand herbeigeführt hatte. Höllenflammen, eingepackt in die Figuren des Satans. Ein grausames Indiz. Ich holte ein paar Mal tief Luft. Es war riskant, den Frauen die Figuren weiterhin zu überlassen, und ich befahl ihnen, sie wegzuworfen. Sie zögerten. Die meisten von ihnen schauten mich an, als hätte ich von ihnen verlangt, sich von ihrer Seele zu trennen. Wahrscheinlich war es auch ähnlich, denn sie trafen keinerlei Anstalten, meinem Befehl nachzukommen, sie schüttelten sogar die Köpfe.

Wenn sich die Kraft des Feuers gegen sie richtete - bei Bea hatte ich es selbst erlebt -, waren sie verloren. Das wollte ich nicht. Die Frauen waren keine Dämonen, nur irregeleitete Menschen. Ich wollte sie von dem verfluchten Höllenbann befreien. Eine Liebe, die der Teufel schenkt, ist keine.

Dann hörte ich das Schreien. Im ersten Augenblick dachte ich an meinen Freund Suko, kreiselte herum, erkannte meinen Irrtum und hörte gleichzeitig das schrille Gelächter der fünf Weiber. Etwas war geschehen, das den Spieß wieder umdrehen konnte. Und das sah ich auch.

Hinter dem Zwerg hatte sich die Wand verändert. Ich wusste nun, aus welchem Grunde er eine so große Angst davor gehabt hatte, denn ein Teil der Wand - und ausgerechnet der, wo er hockte, hatte sich zu einem schwarzen Fleck verändert.

Nun, ein Fleck war es nicht. Ich erkannte bei näherem Hinsehen einen ovalen Spiegel, der mit seinem unterem Ende genau dort aufhörte, wo Timser hockte.

Dunkel war seine Fläche! Ich wusste sofort Bescheid. Schwarze Spiegel konnten durchaus schwarze Löcher sein, also Tore in eine andere Welt, in eine fremde Dimension. Vielleicht sogar der Einstieg oder Tunnel in die Hölle.

Mir lief es kalt den Rücken hinab. Auch Suko war von dem Spiegel überrascht worden. Niemand von uns hätte damit rechnen können, aber Timser hatte es gewusst, und er wurde vor unseren Augen von der Hölle geholt.

Zuerst zuckte sein Körper. Irgendeine Kraft packte ihn und hob ihn in die Höhe. Er kam aus seiner hockenden Stellung hoch, bog seinen Rücken durch und geriet in die gefährliche Nähe des unheimlichen Gegenstands, der plötzlich mit seiner schwarzen Fläche für den Zwerg keinen Widerstand mehr bot.

Sein Schrei entsetzte uns. Vielleicht hätten wir ihn noch retten können, aber beide waren wir zu überrascht gewesen, zudem mussten wir uns auch noch um die Frauen kümmern, denn sie wurden plötzlich zu regelrechten Furien, als sie den schwarzen Spiegel erkannten. Sie begannen zu schreien und gleichzeitig zu tanzen. Wildes Gekreische drang aus ihren aufgerissenen Mündern, und ich glaubte, das Fauchen der Flammen zu vernehmen.

»Ich kümmere mich um sie!« brüllte Suko mir zu, während ich auf den Spiegel zulief.

Timser war nicht mehr zu retten. Der Spiegel hatte bereits seine Kraft entfaltet und ihn gepackt. Ich streckte noch meinen Arm aus, um ihn zu packen, es war ein Griff ins Leere.

Ein Sog, von dem ich selbst nichts merkte, hatte den Zwerg erwischt. Er war verdammt kräftig, und Timser hatte ihm nichts entgegenzusetzen. Er wurde mitgerissen, weggeschleudert, hineingezogen in den gewaltigen Sog des schwarzen Spiegels, der sich hinter seiner Eintrittsfläche zu einem Kanal weitete und in die Unendlichkeit zu führen schien. Timser verschwand. Aber ich hörte

seine Schreie!

Es waren gellende Rufe der Angst. Noch vernahm ich sie laut, denn sie hallten mir auf dem Wege der Rückkopplung entgegen. Je weiter sich der kleine Mann von mir entfernte, um so leiser wurden die Schreie.

»Feuer!« vernahm ich als letztes von ihm. »Das Höllenfeuer wird mich vernichten!«

Im nächsten Augenblick hatte es ihn gepackt! Plötzlich loderte seine Kleidung auf, er wurde zu einer Fackel, die weiter hineinstieß in die Unendlichkeit und in das Dunkel des Dimensionstunnels. Ein loderndes Bündel, das mich an eine Sternschnuppe erinnerte, verschwand vor meinen entsetzt aufgerissenen Augen.

Ich hatte nicht mehr helfen können!

Dann hörte ich das Lachen. Es waren keine fröhlichen Laute, die hinter meinem Rücken ausgestoßen wurden, sondern hässliche und auch gemein klingende Töne. Ausgestoßen hatten sie die fünf Frauen, denn sie erlebten mit, wie der Zwerg vom Höllenfeuer vernichtet wurde. Es tötete ihn, es war grausam, und es bewies, dass die Hölle bei den Verlierern keine Gnade kannte. Sie holte sich die Versager zurück und vernichtete sie.

Die Furien waren in helle Aufregung geraten. Sie schwangen ihre Fackeln und führten einen makabren Tanz auf.

Suko und ich wurden in den nächsten Augenblicken zu Statisten degradiert, denn wir wussten beide nicht, was wir gegen diese Weiber unternehmen sollten. Sie waren einfach zu grausam!

Im Rhythmus der Tanzschritte schwangen sie auch ihre Statuen. Die Feuerzungen leckten in die Leere des Raumes hinein, weil sie kein Ziel fanden. Mir kamen die Weiber vor, als würden sie und einen höllischen Aerobic-Tanz vorführen, in dem der Teufel persönlich den unhörbaren Takt schlug.

Aerobic für den Satan!

Diese Weiber taten alles. Sie gaben sich hin, denn sie liebten und verehrten den Teufel. Ihre Gesichter wurden zu verzerrten Fratzen, die Statuen schlangen sie wie Keulen, das Höllenfeuer ließ sich nicht löschen und immer dann, wenn es näher an mein Kreuz herangeriet, nahm es für einen Moment eine andere Farbe an. Dabei wurden die Flammen dunkel, so dass es aussah, als wollten sie verlöschen. Der Widerschein huschte über unsere Gesichter. Er zeichnete auf die Haut ein makabres Schattenspiel von Hell und Dunkel. Ich sah in Sukos angespannte Züge. Der Chinese schüttelte den Kopf.

»John, wir müssen zusehen, dass wir das verdammte Feuer gelöscht kriegen, wir...« Das nächste Wort blieb ihm im Hals stecken, denn ein Schrei riss es ihm von den Lippen.

Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Es war ein junges Mädchen mit kurzen blonden Haaren. Es trug einen schwarzen Reif um den Kopf, aus dem noch einige bunte Federn hervorstachen, und erinnerte damit fast an eine Indianersquaw.

Sie löste sich als erste aus der Gruppe, die flammende Figur hielt sie vor sich, öffnete weit den Mund und schrie den Namen des Höllenfürsten.

»Satan! Ich komme!«

Sie setzte den Vorsatz in die Tat um. Bevor Suko und ich noch eingreifen und sie festhalten konnten, war das Mädchen zwischen uns hindurchgehuscht und jagte auf den schwarzen Spiegel an der Wand zu. Ich wusste, was kam, flirrte herum und sprintete hinter der Kleinen her. Mit gewaltigen Sprüngen setzte ich nach. Sie sollte mir nicht entkommen, aber sie hatte bereits einen zu großen Vorsprung, stieß sich plötzlich ab und hechtete auf den schwarzen Spiegel zu, als wäre er ein Wasserloch. Auch ich blieb nicht stehen. Vom Boden drückte ich mich hoch, lag plötzlich in der Luft, meine Arme wurden lang, die Hände schlugen in den Rücken des Mädchens, aber ich

hatte Pech. Der Sog war zu stark, wir befanden uns zudem direkt in seiner Nähe, und nicht nur das blonde Mädchen wurde gepackt, ich ebenfalls. Eine nicht erklärbare Kraft riss meine Füße vom Boden hoch. Waagerecht lag ich in der Luft, die Öffnung wurde immer größer, und im nächsten Augenblick erwischte es mich voll. Der schwarze Spiegel saugte das mir unbekannte Mädchen und mich in sich auf.

Zurück blieben vier Frauen und ein fassungsloser Suko!

»Du verdammte Giftkröte, du! Ich werde dir zeigen, mich hintergehen zu wollen! Töten will ich dich! Vernichten, du verfluchtes, widerliches Weibsstück!«

Glenda Perkins hörte die Worte der Jane Collins. Scharf wurden sie ausgestoßen, und sie steckten voller Hass.

Glenda lag auf dem Bauch. Wie eine Kröte hockte die Hexe auf ihrem Rücken, und sie tastete mit den spitzen Fingernägeln in Richtung Hals, denn sie wollte Glendas Kehle zudrücken.

Erwürgen! Sie will dich erwürgen, schoss es der dunkelhaarigen Frau durch den Kopf. Sie will ein-für allemal ein Ende machen. Das durfte nicht sein. Glenda Perkins wuchs über sich selbst hinaus, sie mobilisierte all ihre Kräfte und begann zu kämpfen.

Glenda winkelte die Arme an, stemmte die Hände auf den Boden, ließ sich zusammensacken, damit sie Jane Collins täuschte, und schnellte im nächsten Augenblick in die Höhe.

Die Täuschung gelang. Mit dieser Aktion hatte die Hexe nicht gerechnet. Sogar ihre Fingernägel glitten vom Hals der Frau ab, wo sie rote Streifen hinterließen, dann gelang es Glenda, die ehemalige Detektivin mit einer blitzartigen Rechtsdrehung von ihrem Rücken zu schleudern. Jane fiel neben sie, die Beine schnellten dabei in die Höhe, der Rock rutschte hoch, sie strampelte und keifte wütend.

Glenda schlug zu. Es war ein Runds Schlag, und ihre Hand klatschte

in das Gesicht der Hexe. Sie hatte, ohne groß zu zielen, einfach geschlagen und dabei das Glück des Tüchtigen gehabt. Jane Collins knurrte wie eine kleine Bestie. Sie drehte sich, kam wieder auf die Beine und sah, dass auch Glenda hochschnellte. Diese befand sich näher an der Tür, riss sie auf und wollte in den großen Wohnraum flüchten.

Die Hexe stieß sich ab.

Schon vor ihrer dämonischen Zeit war Jane Collins eine geübte Kämpferin gewesen. Das hatte so mancher Mann zu spüren bekommen, der von ihr besiegt worden war. Sie hatte nichts vergessen und kannte noch die Tricks, die sie anwenden musste, um sich einen Gegner vom Hals zu schaffen.

Zwei harte Handkantenschläge trafen Glenda rechts und links an der Hüfte.

Ein Schrei drang aus ihrer Kehle. Das Gesicht verzerrte sich für einen Moment, weil die Schmerzen aufblühten, die Bewegung wurde zusätzlich gestoppt, wobei Glendas Hand von der Tür abglitt und sie auch die Klinke verfehlte.

Glenda fiel. Hart schlug sie auf den Boden. Sie prallte auch mit dem Kinn gegen den harten Widerstand unter ihr, und die Zähne klackten aufeinander.

Jane kicherte schrill. Sie bückte sich, und wie ein Raubtier seine Krallen, so schlug sie ihre Hände in den Stoff des Kleides, das Glenda trug. Hart riss sie ihre Gegnerin in die Höhe, doch der Griff war zu fest gewesen. Ein ratschendes Geräusch ertönte, als der Kleiderstoff Jane zwischen den Fingern zerriss.

Sie fluchte wütend, während Glenda wieder zu Boden fiel und sich herumdrehte. Dabei gelang es ihr, ihre Beine vorzustoßen, und sie hatte Glück mit ihrer Aktion, denn Jane Collins wurde nicht nur in der Körpermitte getroffen - der wuchtige Stoß schleuderte sie auch so weit zurück, dass sie bis gegen das Bett fiel.

Für einen Moment stand Glenda wie angewachsen. Ihre Augen nahmen einen fassungslosen Ausdruck an, denn sie konnte es selbst kaum glauben, dass sie diesen »Teilsieg« errungen hatte und Jane auf dem Rücken lag, wobei ihr Gesicht eine wütende Fratze geworden war. Als Glenda es erfasste, reagierte sie auch, warf sich auf dem Absatz herum und jagte aus dem Raum. Selten in ihrem Leben war sie so schnell gewesen, und das musste sie auch sein, wenn sie den Klauen der Hexe entkommen wollte.

Auf nichts nahm Glenda Rücksicht. Für sie gab es nur die Flucht. Und es machte ihr auch nichts aus, dass sie die Möbelstücke aus dem Weg räumte, gegen die sie rannte. Hinter ihr polterte und splitterte es, wenn die Dinge umfielen und zerbrachen.

Das Fenster war wichtig. Sie wollte die Scheibe einwerfen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Da musste doch jemand kommen, vielleicht sogar John Sinclair, denn Glenda glaubte daran, dass sich der Geisterjäger weiterhin in ihrer Nähe befand.

Eine im Wege stehende Vase bekam sie während des Laufs zu fassen. Der Gegenstand war schwer, bestand aus dickem Glas und besaß eine tulpenartig geschwungene Form.

Was hinter ihr geschah, das interessierte Glenda nicht. Sie sah nur das Fenster vor sich. Es galt, die Scheibe zu zertrümmern. Verfehlen konnte sie diese nicht, auch wenn sie im Laufen warf, und Glenda schleuderte voller Wut die Vase auf die Scheibe zu.

Zweimal drehte sich die Vase in der Luft, und im nächsten Augenblick vernahm Glenda das Splittern der Scheibe. Es klang wie Musik in ihren Ohren. Sie erlebte die Zerstörung wie in einem verlangsamten Tempo. Die Scheibe schien zusammen mit den großen Splittern für einen Moment in der Luft stehen zu bleiben, bevor die Einzelteile nach draußen geschleudert wurden, wo die Vase bereits ihren Weg gefunden hatte.

Alles landete auf der Straße oder im Hof, so genau wusste Glenda

es nicht, sie konnte nur hoffen, während sie weiterhin auf das zerstörte Fenster zuhetzte.

Glenda war zu siegessicher gewesen. Sie hatte nicht mehr daran gedacht, dass aus Jane Collins eine Hexe geworden war, die der Teufel mit den entsprechenden Kräften ausgestattet hatte. Und die setzte Jane ein!

Tiermagie beherrschte sie. Und sie liebte auch die Ratten. Jane stand wie eine grausame Rachegöttin in der Türöffnung zum Schlafzimmer. Die langen Haare schienen sich unter dem magischen Einfluss sträuben zu wollen, sie glitten in die Höhe, wobei gleichzeitig ein flüsternder Zauber-und Bannspruch über die Lippen der Hexe kam. Dann war es geschehen. Ein Heer von Ratten erschien wie aus dem Nichts genau dort, wo sich Glenda Perkins befand. Die graubraunen Nager versperrten ihr den weiteren Weg zum Fenster. Glenda, die sich mitten im Lauf befand, konnte nicht mehr so rasch stoppen. Mit dem rechten Fuß trat sie auf die Tiere, glitt förmlich hinein in den sich bewegenden Teppich aus Fell, und erlebte das gleiche Phänomen wie ein Fußballspieler, wenn er auf einen Ball tritt. Sie rutschte weg.

Mit dem rechten Fug zuerst geriet sie in einen Spagat. Irgend etwas in ihrem Oberschenkel knackte und im nächsten Moment fiel Glenda Perkins genau zwischen die wimmelnden Körper der unheimlichen Nager.

Den linken Arm streckte sie noch aus, geriet mit den Fingern zwischen die Tiere, wobei es ihr dennoch gelang, sich so abzustützen, dass ihr nichts weiter geschah.

Dann lag sie auf der Seite. Ein Mensch zwischen den wimmelnden Rattenkörpern, die sich zu einer Woge vereinigt hatten und die Frau regelrecht überschwemmten. Sie waren überall.

Glenda drehte sich auf den Rücken schlug um sich, bekam Ratten zwischen ihre Finger und zerquetschte sie in blinder Wut. Auf dem

Körper spürte sie die Tiere, im Gesicht, und die kleinen Pfoten wirbelten über die Haut, wobei sie winzige Wunden hinterließen. Glenda hatte eine schreckliche Angst. Oft genug war ihr der Blick durch die über ihr Gesicht laufenden Rattenkörper versperrt und als sie für einen Moment klare Sicht bekam, sah sie Jane Collins herbeikommen. Da Glenda auf dem Boden lag, wirkte die Hexe noch größer, als sie tatsächlich war.

Und sie ließ sich Zeit. Ein kaltes, grausames Lächeln lag wie eingefroren auf ihren Lippen, während sie sich dem Opfer näherte. Jane schürzte die Unterlippe und sie schüttelte ein wenig vorwurfsvoll den Kopf »Ich hätte dich für klüger gehalten, Glenda«, erklärte sie lässig.

»Ich wundere mich wirklich über deine Dummheit, denn du weißt doch, dass du mir nicht entkommen kannst.«

Sie blieb stehen, legte die Stirn in Falten und schaute spöttisch auf ihr »Opfer« hinab, das eingebettet zwischen den wimmelnden Rattenkörpern lag.

»Wie es aussieht, kleine Glenda, werde ich dich doch dem Höllenfeuer übergeben.« Sie lachte meckernd, beugte sich vor und fragte: »Oder soll ich dich von den kleinen, süßen Tierchen zerfetzen lassen?«

Glenda wollte eigentlich keine Antwort geben. Sie öffnete den Mund gegen ihren Willen, und sofort drangen zwei Rattenbeine durch die Öffnung, so dass Glenda vor Ekel spuckte, bevor sie die nächsten Worte ausstieg. »Mach, was du willst, du verfluchte Hyäne. Mir ist es egal. Mir ist alles egal...«

Jane Collins hob die Schultern. Kalt blieb ihr Gesicht. Kein Muskel regte oder rührte sich. Sie war sich ihrer Lage vollauf bewusst, denn sie beherrschte Glenda Perkins. Ein Fingerschnippen von ihr, und es gab sie nicht mehr.

Die Ratten schufen Platz, als Jane Collins auf Glenda zuing. Mit

ein paar zackigen Bewegungen scheuchte die Hexe die Nager auch von Glendas Körper, um sich selbst zu bücken. Ihre Finger fanden die Hand der Frau.

»Komm hoch!«

Glendas Widerstandswille war gebrochen. Sie ließ es wehrlos zu, dass Jane sie in die Höhe hievte und auch auf die Beine stellte, wo Glenda schwankend stehen blieb. In diesen schrecklichen Augenblicken dachte sie einfach an gar nichts. Was ihr widerfuhr, stand im Buch des Schicksals geschrieben, und dagegen machte man als Mensch nichts. Jane riss ihre Gefangene zu sich heran. Glenda setzte ihr auch keinen Widerstand mehr entgegen, sie fiel gegen die Hexe und wurde weitergeschleift in Richtung Schlafzimmer.

»Ich habe mich dazu entschlossen, dich dem Teufel zum Geschenk zu machen«, erklärte Jane Collins mit einer kalten, leidenschaftslosen Stimme. »Wenn er dich bekommt, Glenda, wird das mein Ansehen in der Hölle wesentlich stärken.«

Glenda hörte die Worte zwar, aber sie reagierte nicht darauf. Sie wusste selbst, dass sie nichts tun konnte, um die Hexe von ihrem Vorhaben abzuhalten. Dazu fehlten ihr einfach die Kraft und der Mumm. Hin und wieder versuchte sie zu gehen. Sie wollte sich nicht wie ein Tier wegschleifen lassen, aber es gelang ihr so gut wie nicht, sich auf den Beinen zu halten. Manchmal wurde das Zimmer zu einem Karussell, in dessen Mittelpunkt sie sich sah.

Jane Collins redete. Was sie im einzelnen aussprach, konnte Glenda nicht verstehen. Ihr Aufnahmevermögen schaffte es einfach nicht, den Sinn der Worte zu begreifen.

Obwohl Glenda nur am Gelenk festgehalten wurde, hatte sie das Gefühl, eine gewaltige Hand an der Kehle zu spüren, die wie eine Garotte, eine Würgezange, wirkte und ihr allmählich die Luft abschnürte. Es war die eigene Angst, die ihren Atem stocken ließ, denn sie sah keine Chance mehr, den Klauen der Hexe zu

entkommen.

Die Tür zum Schlafzimmer stand nicht weit genug offen. Jane musste sie mit dem Fuß aufkicken.

Jane schleifte Glenda über die Schwelle, die sich noch einmal gegen den Griff stemmte, dabei zurückschaute und auch die zahlreichen Ratten sah, die ihr folgten wie ein wandernder Teppich. Die Tiere hatten nicht vor, die beiden Frauen zu überholen, sie wollten nur in das Schlafzimmer, und das schafften sie auch.

Wieder sah Glenda Perkins das große ovale Bett. Und abermals erkannte sie den unheimlichen Spiegel mit seiner schwarzen, seltsam ölig glänzenden Fläche, die nie ganz zur Ruhe kommen konnte, sondern immer vibrierte.

Ein gewaltiger Ruck wuchtete Glenda so hart nach vorn, dass sie an Jane Collins vorbeitaumelte und auf das Bett fiel, wo sie bäuchlings liegen blieb.

Sofort war Jane Collins da. Sie schleuderte ihren Arm nach unten und drückte die gespreizten Finger in das Nackenfleisch der Glenda Perkins. Es war ein harter Klammergriff, aus dem sich die Frau kaum befreien konnte, denn der Druck dieser Hand presste sie hart gegen die Matratze. Jane lachte, fasste mit der anderen Hand in das Haar und drehte es zusammen. »Willst du dich immer noch wehren, kleine Glenda, oder gibst du endlich auf?«

»Ja... verdammt, ja...«

Jane drehte das Haar fester. »Was?«

»Ich... ich gebe auf!«

Leise klang das Lachen an Glendas Ohren. »Dann ist es gut, mein Täubchen, der Satan wird sich freuen, darauf kannst du dich verlassen.«

Sie riss abermals an der dunklen Haarpracht und zwang den Kopf der Glenda Perkins in die Höhe.

»Schau genau hin! Sieh dir den Spiegel an. Noch ist er völlig

normal und harmlos. Du siehst nur seine schwarze Fläche, doch in ihr lauert das absolute Grauen. Hast du schon einmal den Einstieg zur Hölle gesehen? Wenn nicht, dann sieh scharf hin. Es gibt nichts Schöneres, als in die Hölle sehen zu dürfen.«

Glenda hatte sich verkrampft. Auf ihrer Kopfhaut wühlten die Schmerzen. Sie schluchzte und weinte. Längst rann es nass über ihre Wangen. Ein Tränenstrom verließ die Augen. Sie presste die Hände zusammen und spürte ihre eigenen Fingernägel, wie sie in das Fleisch der Ballen stachen.

Angst schüttelte sie. Ein heiße, glühende Woge wallte in ihr hoch. Zusammen mit den Tränen trübte sie ihren Blick, und Glenda sah für einen Moment wieder klar, als Jane sie abermals in die Höhe zog und dabei auf die Knie drückte. Eine Hand stemmte sie dabei in ihren Rücken und bog die Wirbelsäule durch.

Gleichzeitig riss sie Glendas Kopf so weit nach hinten, dass die Frau gar nicht anders konnte, als starr nach vorn auf die dunkle Spiegelfläche zu blicken.

»Dort wirst du hineingestoßen, meine Kleine. Und der Satan selbst wird dich mit offenen Armen empfangen!«

Glenda drückte ihre Knie auf die weiche Unterlage. Sie wollte keine Hölle sehen, auch keinen Teufel oder sonstige Dämonen. Sie wollte leben. Aber Jane Collins kannte kein Pardon. Ihren Kräften hatte Glenda Perkins nichts entgegenzusetzen, und sie konnte auch nichts daran ändern, dass sie nach vorn gedrückt wurde und sich dem Spiegel näherte.

»Er wird dich fressen, er wird dich verschlingen. Das Böse leuchtet und steckt tief in ihm. Du wirst die Schwärze der Hölle als hell empfinden und das Höllenfeuer als Liebkosung ansehen. Du...«

Nach diesem Wort folgte ein gellender Wutschrei. Jane hatte ihn ausgestoßen, sie konnte einfach nicht mehr an sich halten, denn auf der Spiegelfläche veränderte sich etwas.

Eine Bewegung durchbrach die Schwärze. Flammenschein, der zuckte und tanzte, gespenstische Figuren malte und ein gewisses Ziel damit anleuchtete.

Janes Augen wurden starr. Noch ein Wutschrei drang aus ihrer Kehle, und die Hexe flüsterte mit erstickt klingender Stimme: »Das darf doch nicht wahr sein...«

Ich kam gegen den Sog nicht an!

Er war zu stark. Und wenn seine Quelle, wie ich vermutete, irgendwo in der Hölle lag, hatte ich als Mensch sowieso kaum Chancen, gegen ihn zu bestehen zu können. Da konnte ich noch so viel Kraft einsetzen, der andere war immer stärker.

Nach wie vor hielt ich das Mädchen fest. Es war mir gelungen, meine rechte Hand um dessen Wade zu krallen, die Beretta hatte ich kurz vor dem Erreichen des Dimensionstunnels fallen gelassen. Sie lag irgendwo hinter mir. Eigentlich zum Greifen nahe und dennoch meilenweit entfernt. Das Mädchen schrie. Seine Schreie hätten mir laut in den Ohren klingen müssen, ich hörte sie allerdings nur schwach. Der Sog schluckte alle Geräusche.

Vor mir flammte die Statue. Die Blonde hielt ihren Arm nicht nur ausgestreckt, sondern gleichzeitig schräg, so konnte ich das Leuchten dieser unheimlichen Fackel erkennen.

Und noch etwas strahlte. Mein Kreuz!

Meine rechte Faust umklammerte es, wobei ich das Gefühl hatte, einen Rettungsanker in der Hand zu halten. Die Macht des Silbers sollte mir die nötige Kraft geben, um auch das Grauen überstehen zu können, das mich erwartete.

Ich wurde eingehüllt in ein seltsames Brausen und Rauschen. Es tobte um mich herum, wollte mit der Kraft eines Gewitters in meinen Kopf dringen und ihn zerstören, aber ich schaffte es trotz dieser äußeren Einflüsse immer noch, meine Gedanken klar zu sortieren und

auch die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

Wohin ging die Reise?

Dies fragte ich mich, und es blieb eigentlich nur eine Antwort übrig. In das Reich des Teufels, sprich: Hölle!

Ob sich in dem engen Kanal Luft befand, konnte ich nicht wissen. Jedenfalls drehte sich alles, ich selbst wurde auch nicht verschont und um meine eigene Achse geschleudert. Meine Blicke saugten sich an den Rändern des Schachts fest, wo ich plötzlich die kleinen Explosionen aufleuchten sah, die sich im Nu verstärkten und zu Flammenbündeln wurden, die von allen Seiten auf mich zuhuschten.

Höllengeuer sollte mich verbrennen!

Grausam war der Schrei, des Mädchens. Ich schaffte es, meinen Kopf so zu drehen, dass ich die Blonde erkennen konnte, und mein Herz übersprang einen Schlag.

Das Feuer aus den Rändern des Schachts hatte sich mit der Teufelsfigur vereinigt. Über mir stand eine Flammenwand, die auch meine Begleiterin einschloss.

Vielleicht hätte sie das Kreuz retten können, aber ich kam nicht an sie heran, denn die Gegenkräfte ließen es nicht zu, und so wurde ich von einem flackernden Bündel gezogen.

Wieder ging jemand für den Teufel in den Tod. Es war eine tödliche Liebe gewesen. Hatte sie auch für Glenda so geendet? Als ich daran dachte, brach mir der Schweiß aus sämtlichen Poren, und meine Furcht nahm ungeahnte Ausmaße an.

Die Schreie wurden leiser. Das Bein zwischen meinen Fingern zuckte, ich ließ das Mädchen los, weil ich ihm sowieso nicht mehr helfen konnte. Wie von einem Sturmwind wurde die Gestalt erfasst und weit, weit davon geweht, bis sie meinen Augen entwand und von der absoluten Schwärze aufgesaugt wurde.

Dann stürzten die Flammen auf mich zu. Sie vereinigten sich zu einem lodernden Inferno. Ich glaubte sogar, Gesichter in den

höllischen Feuerzungen zu sehen. Vielleicht die Seelen der Menschen, die von der Hölle gefressen worden waren und für alle Ewigkeiten im Feuer schmorten.

Normalerweise hätte ich überhaupt keine Chance gehabt. Ein lebender Mensch in diesem Inferno - der kam nicht heraus, aber ich besaß eine ungeheuer starke Waffe, die auch den Kräften der Hölle im Altertum schon getrotzt hatte.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« Mit diesen Worten wollte ich die Flammen überlisten und zurückdrängen, bevor sie mich vernichteten. Und der Spruch half, er aktivierte mein Kreuz.

Wasser gegen Feuer. Wasser löscht Feuer!

In diesem Falle konnte ich das Kreuz als das Wasser bezeichnen, das gegen die Flammen der Hölle anging. Es war keine Flüssigkeit, die mein Kreuz absonderte, sondern reine Magie, die die gleiche Wirkung besaß wie Wasser.

Ein heller Strahlenkranz umgab mich. Ich kam mir vor wie eingebettet in eine Wiege aus hellem Licht, spürte das seltsame Glücksgefühl in meinem Körper und sah mich in einem schwerelosen Raum, aber dennoch von starken Händen getragen.

Das Feuer tat mir nichts. Es konnte mir nichts mehr tun, denn mein Kreuz hatte es besiegt.

Allmählich nur zog sich die Aura zurück. Ich war jetzt wieder ungeschützt, aber auch die Flammen sah ich nicht mehr, sie waren durch die Gegenmagie zurückgedrängt worden.

Ich steckte leider noch immer innerhalb des Schachts. Im nächsten Augenblick jedoch nicht mehr. Da spie mich der Schacht aus wie eine Wurfmaschine den Tennisball.

Ich landete.

In der normalen Welt fand ich mich wieder, fiel auf etwas Weiches, schlug mit den Händen zu, fasste in rauhes oder glattes Fell und spürte unter meinen Händen das Krabbeln.

Ratten! Ich war umgeben von diesen gefährlichen Nagern, aber ich hörte auch die Schreie.

Ohne die Reaktion bewusst zu steuern, rollte ich mich auf die Seite, und meine Augen weiteten sich vor Überraschung.

Nicht nur Glenda Perkins sah ich, sondern auch meine neue Intimfeindin Jane Collins!

Ein Mädchen hatte es geschafft, sich in den Schacht zu katapultieren. Vier anderen sollte dies nicht gelingen, dafür wollte Suko sorgen. Aber wie konnte er die vier Furien stoppen? Diese Frage stellte sich Suko, denn die Frauen waren so verblendet, dass sie nur eins kannten. Seine Vernichtung und für sich den Weg frei zum Teufel!

Sie standen vor dem Inspektor. Kampfhaltung nannte man so etwas. Ein wenig breitbeinig hatten sie sich aufgebaut, gleichzeitig duckten sie sich, und ihre Blicke waren mit der Schärfe von Sensoren auf den Chinesen gerichtet.

Suko beobachtete die Frauen weniger. Seine Aufmerksamkeit galt den vier Figuren mit den Teufelsfratzen, aus dessen Mäulern die Flammen als fauchende Lohen schossen und nach dem Inspektor greifen wollten. Ein Schleier aus Feuer, aber ohne Rauch lag vor diesen Gesichtern. Suko konnte hindurchschauen und erkannte, dass sich die Gesichter bewegten, wobei sie sich zu widerlichen Fratzen verzogen. Wie sollte er die vier stoppen?

Durch einen körperlichen Einsatz wäre Suko in die große Gefahr gelaufen, von dem Höllenfeuer erwischt zu werden - schon jetzt hatten die vier Furien den Kreis ziemlich eng gezogen, so dass der Chinese ebenfalls riskierte, von den Zungen des Höllenfeuers erfasst zu werden. Er musste sich etwas anderes einfallen lassen.

Mit einem gewaltigen Sprung nach rechts schaffte Suko Distanz zwischen sich und seine Gegnerinnen. Er befand sich noch in der

Luft, als er seine Dämonenpeitsche aus dem Gürtel zog und einmal einen Kreis über den Boden schlug.

Drei Riemen rutschten aus der Öffnung. Sie waren stark magisch aufgeladen und aus der Haut eines alten Dämonen gefertigt. Mit dieser Peitsche hatte der Chinese schon zahlreiche Dämonen erledigt und er hoffte, dass er auch das Höllenfeuer löschen konnte. Die Furien sahen die Waffe ebenfalls, konnten sich allerdings nicht vorstellen, was Suko damit bezweckte. Jedenfalls nahmen sie die Peitsche nicht ernst, sie kicherten, und es war die Rothaarige, die plötzlich vorsprang, um Suko die Flammen aus der Teufelsfratze gegen das Gesicht zu schlagen.

Auf diese Aktion hatte der Chinese nur gewartet. Urplötzlich bewegte er seinen Arm, und die drei Peitschenriemen tauchten dicht vor dem Gesicht der Frau auf, die zurückzuckte, wobei die Statue diese Bewegung mitmachte. Darauf hatte Suko gewartet.

Eine blitzschnelle Drehung der Peitsche, und die drei Riemen wickelten sich um das Gelenk sowie den unteren Teil der Statue. Ein heftiger Ruck, da hatte die Frau ihre Waffe schon verloren. Sie polterte zu Boden. Die Riemen zuckten durch das Feuer.

Schwarze Magie gegen schwarze Magie! Welche war stärker? Im ersten Moment wurden die Flammen kleiner. Suko nutzte die Gelegenheit, packte die Statue mit der linken Hand und spürte die Hitze des Metalls, die ihm fast die Haut verbrannte.

Er ließ sich nicht beirren, lief ein paar Schritte und schleuderte die Figur unter den wütenden Schreien der Frauen in die Schachtöffnung hinein. Sofort kreiselte der Chinese herum. Er hatte einen Gefahrenherd bannen können, drei weiteren stand er noch gegenüber, und die wollte er auch unbedingt loswerden.

Er musste den Schock der Furien ausnutzen. Sie erstickten fast in ihrer Wut, griffen Suko nicht an, schrien dafür nach dem Satan, und dann kam der Chinese über sie.

Er glich einem Tornado, und diesmal scheute er sich nicht, seine Handkanten auch gegen Frauen einzusetzen, denn er durfte die Gegnerinnen nicht zur Entfaltung kommen lassen, sie besaßen die Unterstützung des Teufels. Suko schlug zu. Die Dämonenpeitsche hielt er trotzdem noch fest. Ein wahrer Meister konnte die Probleme auch mit einer Hand aus der Welt schaffen.

Die erste Frau sackte zusammen, als sie den Treffer spürte. Sie starrte Suko noch ungläubig an, bevor sie zu Boden fiel und liegen blieb. Die zweite kreiselte herum, wollte nach Suko schlagen, als ein Tritt ihr Handgelenk traf und ihr die Fackel aus den Fingern schleuderte. Die Figur beschrieb einen Bogen, fiel zu Boden und brannte dort weiter, wobei sie nicht das Material erfasste.

Als die Frau vorstürmte, lief sie in Sukos Schlag. Jetzt blieb noch eine Gegnerin.

Suko kam sich vor wie ein Raubtier, das von einem Menschen mit Feuer vor dem entscheidenden Sprung abgehalten werden sollte. Immer wieder stieß die Frau mit der Fackel nach dem Chinesen, dabei fauchte sie selbst und wollte sich Suko durch die Flammen vom Hals halten. Der Inspektor wartete auf eine günstige Gelegenheit. Die kam, als die rückwärts gehende Frau gegen die Wand stieß und durch dieses plötzliche Hindernis für einen winzigen Augenblick so abgelenkt war, dass sie auf Suko nicht mehr achtete.

Der Chineser kam durch.

Und wie. Man hätte das Pfeifen hören können, als seine gekrümmte Hand durch die Luft sauste und den Arm der Frau traf. Die Fackel konnte sie nicht mehr halten. Sie wimmerte nur, hielt sich den Arm und sank in die Knie. Suko brachte es nicht über das Herz, sie mit einem weiteren Hieb außer Gefecht zu setzen. Statt dessen packte er die Figuren, rannte auf den Schacht zu und schleuderte sie der Reihe nach hinein. Nur eine der Dienerinnen bekam dies noch mit. Sie allerdings kümmerte sich nicht darum.

Im gleichen Augenblick, als auch die letzte Figur den Augen des Chinesen entschwunden war, schloss sich der Schacht wieder. Zurück blieb eine normale Wand.

Suko fragte sich, was geschehen war, und er dachte mit Bangen an John Sinclair...

Jane Collins konnte es nicht glauben. Sie brüllte wie am Spieß und schüttelte so wild den Kopf, dass ihre langen blonden Haare flogen. Auch ich hörte den Schrei. Und ich hockte inmitten des Rattenteppichs auf dem Bett, fühlte unter mir das Gewimmel der Körper und rollte mich zur Seite, bevor die verdammten Tiere von mir Besitz ergreifen konnten. Sie lenkten mich ab, deshalb gelang es Jane Collins auch, Glenda Perkins an sich zu reißen.

Ich sah meine um sich schlagende Sekretärin dicht vor meinen Augen vorbeihuschen, wollte sie noch halten, doch ich fasste ins Leere und hörte Janes triumphierenden Schrei.

An den langen schwarzen Haaren hatte sie Glenda gepackt, zwang ihr so ihren Willen auf und hielt plötzlich ein Messer mit langer, spitzer Klinge in der Hand.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, zu sterben. Die Szene schien einzufrieren, das Messer funkelte vor Glendas Augen, und ich glaubte daran, dass Jane es meiner Sekretärin in den Hals stoßen würde. Ich hielt das Kreuz entgegen. »Tu es nicht!« schrie ich. »Verdammt, tu es nicht!«

»Du liebst sie, wie?«

»Ich...«

»Sag es!« brüllte Jane. »Sag mir ins Gesicht, dass du sie liebst, John Sinclair! Sag es!«

»Ja, verdammt. Ich liebe sie!« Ich konnte einfach nicht anders, musste die Worte sagen und erkannte, dass ich genau das Falsche getan hatte, denn Janes Gesicht verzog sich zu einer unglaublich

hasserfüllten Fratze, und mir war klar, dass sie ihre Drohung wahr machen würde. Das musste auch Glenda gespürt haben. Sie reagierte phantastisch. Ich sah nicht einmal, wie sie ihren Fuß an hob und ihn mit einer elementaren Wucht wieder nach unten rammte.

Sie traf Janes Fuß!

Auch als Hexe musste sie Schmerzen empfinden, jedenfalls brüllte sie wütend auf, lockerte den Griff, und Glenda konnte sich aus ihm herausdrehen, wobei sie noch das Pech hatte, von der Messerklinge an der Schulter und dicht unter dem Schlüsselbein gestreift zu werden, so dass plötzlich ein blutroter Faden auf ihrer Haut entstand. Dann warf sie sich in meine Arme.

Und damit rettete sie auch Jane Collins. Glenda hätte zur Seite gehen müssen, so aber konnte Jane an uns vorbeihuschen und sich auf das schwarze Loch zuwerfen, das sich über dem Bett befand. Ich merkte nicht mehr, dass die Ratten an uns hochsprangen, fuhr mit Glenda herum und sah noch, wie sich das Loch schloss. Als letztes hörte ich Janes Lachen, dann hatte der Teufel sie mit seinen starken Armen wieder aufgefangen.

Janes Zauber erlosch gleichzeitig. Von den Ratten sahen wir nichts mehr. Glenda und ich standen allein im Zimmer.

Suko bekam vor Staunen kaum den Mund zu, als er uns sah. Der Inspektor wischte über seine Augen, dann aber grinste er und meinte:

»Wollen die Herrschaften sich auch in einem Aerobic-Kurs versuchen?«

»Danke«, antwortete ich und stützte die erschöpfte und weinende Glenda. »Wir haben genug Aerobic.«

»Das meine ich auch.«

Ich schaute nach, was Suko alles geschafft hatte. Von den vier Frauen waren drei bewusstlos. Eine nur kauerte am Boden und schluchzte. Die Öffnung des Dimensionstunnels war ebenfalls

verschwunden. Ein völlig normaler Raum lag vor uns.

Ich schaute mir Glenda an. Sie gehörte unbedingt in ärztliche Behandlung. Die Ratten hatten ihr zahlreiche Bisse zugefügt, die versorgt werden mussten. Sicherlich wurde sie für einige Tage krank geschrieben, und ich war der letzte, der ihr diese Erholung nicht gönnte.

»John«, sagte sie leise. »Lass uns gehen, ja? Ich will an dieses Haus nicht mehr erinnert werden.«

»Klar, meine Liebe, klar.«

Wir verließen den Raum. Im Flur kamen uns zwei Polizisten mit hochroten Gesichtern entgegen. Die Männer sprachen etwas von einer eingeworfenen Scheibe, wollten uns die Schuld in die Schuhe schieben, aber ich zeigte nur meinen Ausweis.

Da wurden sie still. Ich erklärte ihnen noch, dass sie sich um die vier Frauen kümmern sollten.

Draußen im Hof starrte man uns an, als kämen wir vorn Mars. Neben Glendas Wagen blieben wir stehen »John«, flüsterte meine Sekretärin, dass nur ich es hören konnte, »du weißt sicherlich darüber Bescheid, was hier passiert ist?«

»Ja.«

Sie räusperte sich und wich meinem Blick aus, bevor sie weitersprach.

»Glaubst du, John, dass ich, nun ja, dass ich mit dem Teufel gebuhlt habe?«

»Willst du eine ehrliche Antwort?«

Jetzt schaute mir Glenda in die Augen. »Ja, John, das will ich. Zudem hast du vorhin gesagt...«

»Schon gut, Mädchen, du bekommst meine Antwort. Ich glaube nicht, dass du mit dem Satan gebuhlt hast.«

Da lächelte sie zum erstenmal und schüttelte den Kopf »Das habe ich auch nicht, John, das habe ich wirklich nicht.« Im nächsten

Moment wurde ihre Stimme ernst. »Aber fast wäre es passiert, fast...«

Dann senkte sie den Kopf und weinte.

ENDE